Schriften

der

Goethe-Gesellschaft.

Im Auftrage des Vorstandes

herausgegeben

von

Bernhard Suphan und Erich Schmidt.

20. Band.



Weimar.

Verlag der Goethe-Gesellschaft.

1905.

Zum 9. Mai 1905.

Die Huldigung der Künste

Demetrius: Marfa's Monolog

Der Epilog zu Schillers Glocke

in handschriftlicher Gestalt

mit einer Einleitung

herausgegeben

von

Bernhard Suphan.

Weimar.

Verlag der Goethe-Gesellschaft.

1905.

Die Handschriften sind nachgebildet worden
in der Chalkographischen Abtheilung der Reichsdruckerei
unter Leitung von Professor Wilhelm Röse.

„Die Goethe-Gesellschaft leitet aus ihrem Namen Pflicht und Berechtigung ab, sich auch dem Dienste Schillers zu widmen. Unser Verhältniß zu dem großen Kunst- und Lebensgenossen Goethes ist uns für immer durch den Dichter selbst angewiesen. Er ist und bleibt mit allem, was wir schätzen, eng verwandt."

Mit diesen Sätzen habe ich im Jahre 1902, als Schillers Geburtstag bevorstand, die Veröffentlichung der Handschrift seines Gedichtentwurfs „Deutsche Größe" eingeleitet und rückwärts deutend auf unsere älteren Publicationen, die Schriften von 1893 und 1894, in denen zum ersten Male die ganze Fülle des Xenien-Manuscripts von 1796 ausgebreitet und der reiche Demetrius-Nachlaß zu einer dem Werthe dieses herrlichen Torso durchaus entsprechenden Textgestaltung genutzt ward, habe ich die innere Nothwendigkeit der Richtung, die wir in unserm Verhalten zu Schiller befolgen, mit Entschiedenheit dargelegt und thatsächlich bezeugt.

„Diese Richtung ist gewiß!" bekennen wir aufs neue, indem wir uns zur Feier von Schillers hundertstem Todestage ernst bereiten. Wenn die öffentliche gemeinsame Feier, welche die Goethe-Gesellschaft zu Weimar veranstaltet, ihren Satzungen gemäß nicht abgesondert von ihrer Hauptversammlung, also nicht vor Pfingsten anberaumt werden konnte, so gebührt es uns um so mehr, dem herankommenden hehren Feste mit Gruß und Spende entgegenzugehen.

In Gestalt eines dreifachen Gedenkblattes bringen wir das Edelste, das sich auffinden ließ: die letzten Gaben, die Schiller den Seinen beschert hat, in ihrer eigensten ursprünglichen Erscheinung — die „Huldigung der Künste" vollständig, sodann ein auserwähltes Stück des „Demetrius"; dazu gesellt sich, gleichfalls in Nachbildung der ersten Niederschrift, das Goethische Gedicht, das als Nachwort zu Schillers Lebenslied anhebt und sich zum Nachruf auf Schillers Leben und Lebenswerk erhöht, der „Epilog zur Glocke". So möge Schiller vor uns erstehen, wie er die Erde verlassen hat, in geistiger Vollkraft, auf der Höhe dichterischen Schaffens — „der Vollendung Krone schwebt glänzend über seinem Haupt".

Über den letzten Werken Schillers liegt ein Schimmer der Verklärung, und wir spüren deutlich ihren Ewigkeitsgehalt. Dieser heiligt uns auch ihre äußere Erscheinung. Wohnt der Schrift vorzüglicher Menschen eine Macht bei, uns ihr Persönliches nahe zu bringen, so übt Schillers Hand diesen Zauber vor vielen andern aus; ihre Kraft und Anmuth, ihr Zug und Flug vergegenwärtigt uns das Ungemeine, Großartige, Festliche seines Wesens. Und bis in seine letzten Tage behält sie diesen Schwung und Adel; ihr kann körperliche Schwäche nichts anhaben, der Geist siegt über alle Hemmnisse der Natur. „Denn nichts beschränkt die freie Dichterkraft.“ Die Schrift unseres Dichters selbst, in ihrem leichten Schweben, ist uns ein freudiges Bekenntnis des Glaubens an diese Allgewalt des Dichtergeistes, der uns aus den Worten der Poesie in dem Festspiel zum 12. November 1804 anweht.

I.

Ein leuchtendes Stimmungsbild der Tage, denen Schillers „lyrisches Spiel“ ewige Dauer verleiht, hat uns Goethe hinterlassen in der Eingangsstrophe des Epilogs zur Glocke. Noch klingt uns aus ihr entgegen das festliche Geläut und der jauchzende Zuruf der Menge, die dem einziehenden hohen Paare den Willkomm bietet —

> Und festlich ward an die geschmückten Stufen
> Die Huldigung der Künste vorgerufen.

Goethe selbst hatte, wie Schiller dem nächsten Freunde anvertraut, seine Erfindungskraft umsonst zu einer Begrüßung von der Bühne aus angestrengt — „so mußte ich endlich mit der meinigen noch aushelfen“. Binnen vier Tagen hat er in der That ein Kleinod von Gelegenheitspoesie geschaffen. Wenn andere, und auch Goethe zu oft, bei solchem Anlaß sich begnügen, ein anmuthiges Fleckchen mit Anlagen zu vergänglicher Zier auszuschmücken, so sucht Schiller zu allererst die Stelle aus, wo er in der Tiefe den Quell erbohren kann, der als herrlicher Strahl zu Tage tritt und funkelnd im Glanze des Regenbogens sich mit dem Lichte vermählt. Der Gedanke ist ihm das Erste. „In die Tiefe mußt du steigen!“ davon kann er nicht lassen, wenn er auch nur ein Lied für seine fröhliche Tafelrunde dichtet. Hier aber handelte es sich um Höheres. Wer wollte dem Dichter den Wunsch verargen, der in dem nämlichen Briefe an Körner laut wird: „Gebe der Himmel, daß sie (die Großfürstin) etwas für die Künste thun möge . . .“ Aber man versteht doch Schiller schlecht, wenn man seinen Dichtungen reale Absichten unterlegt. Ihm ist es allerwegen zu thun um das, was in seiner Sprache „das Herrliche der Menschheit“ heißt; sein Dichten und Sinnen ist darauf

gerichtet, „daß der Tag dem Edeln komme". Ein Seher und Erzieher im hohen Sinne nimmt er den rechten Tag wahr, an welchem der Genius (wie die Alten sagten) einen Menschen, eine Gemeinde, ein Volk anblickt. Ein solcher „Lebenstag" ist erschienen für die Zarentochter, die einst dem weimarischen Lande Fürstin und Mutter werden soll; denn der Eintritt in eine neue Welt und einen Lebensberuf ist eine zweite Geburt. Hatte er vor Jahren dem Sohne seines Fürsten bei seiner ersten Reise in das Ausland den Wunsch mitgegeben: „Daß dich der vaterländ'sche Geist begleite!" so befiehlt er jetzt die Lebensgefährtin, die dieser aus fernem fremdem Reiche heimführt, in desselben Geistes Obhut und Pflege. In dem neuen Vaterlande heimisch zu werden wird ihr (er verheißt es ihr) gelingen in Kraft werkthätiger Liebe. Dieser tritt als Ebenbürtige zur Seite die Kunst. Der Liebe ist sie ja eng verwandt. Sie verbindet Länder und Völker. Wo ein Volk in seinem Kern gesund, in seiner Cultur der väterlichen Sitte treu geblieben ist, wo Friede und Eintracht wohnt, da mag die Kunst am liebsten weilen. Und zu solch einem Bilde kann der Dichter der Gefeierten die neue Heimath idealisiren, das kleine, unter der Herrschaft eines trefflichen Fürsten gediehene Land, und die Stadt,

> Die alles Gute pflegt, die alles nützt;
> Wo sicher und vergnügt sich das Gewerbe
> An Wissenschaft und Künste schließt;
> Wo alles Gute wirkt, wo das Theater
> In diesen Kreis des Guten mit gehört.

So hatte Goethe sein Weimar gerühmt um die Zeit, wo er den Bund mit Schiller schloß. In Schillers Seele aber erweitert sich jenes Bild zu dem eines idealen Deutschland. Dies steht, so glaubte er fest, mit den Künsten und ihrer Pflege in innigem Vereine. Er hatte im Hinblick auf den großen Freund das stolze Wort gesprochen:

> Selbst in der Künste Heiligthum zu steigen
> Hat sich der Deutsche Genius erkühnt;

und sein Vertrauen zu dem deutschen Volke war nicht gesunken, als es nun mit dem deutschen Reiche zu Ende ging. „Es ist sonderbar, daß Deutschland nie sein Glück durch Waffen machen konnte", hat er damals zu einer jungen Freundin gesagt. „Vielleicht ist es ein Beweis, daß der Deutsche einen zu ehrlichen, geraden Sinn besitzt. Desto mehr blüheten seit langer Zeit Künste und Wissenschaften und jede Veredelung zärterer Gefühle." Auf die Treue im Dienste dieses Edelsten, die zum „Charakter der Nation" gehöre, gründete sich Schillers Glaube an die Zukunft, an den Beruf des deutschen Volkes. Dieser Glaube durchleuchtet auch unser Gedicht. Daß die Hohe heimisch werde in dem deutschen Lande — die Kunst wird es im Bunde mit der Liebe erreichen.

Und so weiht der Dichter, der Wortführer des „schaffenden Genius des Schönen", die Fürstin zu einem neuen, höheren Leben ein. Ein echter Sänger, bewegt er ihr die Brust „mit süßem Klang und mit göttlich erhabenen Lehren".

Der unvergängliche Inhalt der Dichtung ist mit dem Zeitanlaß und ihrer persönlichen Bestimmung fest verwoben. Das verleiht ihr einen besonderen Werth. Denn der Verlauf der Dinge hat das Vertrauen des Dichters und seine hohen Freudegedanken bestätigt. Maria Paulowna hat die ihr in so einziger Weise übertragene Mission auf das schönste selbst erfüllt und auf ihr Geschlecht vererbt, mit und in ihr aber den Segen des Dichters. Mit solchen Gedanken nennen wir in unserem Kreise den Großherzog Carl Alexander und Augusta, die erste deutsche Kaiserin.

Mit innerlicher Zustimmung liest man in einem Briefe von Heinrich Voß dem Jüngeren (vom 1. Dezember 1804) den Bericht: „Das schönste Product, welches die Ankunft der Großfürstin hervorgerufen, ist der dialogische Prolog von Schiller. Bei den Worten:

> Schnell knüpfen sich der Liebe zarte Bande;
> Wo Du beglückst, bist Du im Vaterlande.

bemächtigte sich die edelste Rührung der Herzen aller Anwesenden, und nie ist wohl einem Dichter schöner geopfert worden, als durch den Ausbruch der Empfindungen, der jetzt hörbar wurde. Die liebenswürdige Erbprinzessin hat geweint vor Wehmuth und Freude." Und ebenso, was Caroline von Wolzogen in ihrem „Leben Schillers" erzählt: „Es ist wohl die schönste Frucht eines Dichterwerkes, wenn der Geist desselben in das Leben übergeht. Dies erkannte ich mit Rührung und Freude in einem Worte, das jene edle Frau nach Jahren als regierende Großherzogin an mich richtete. Da ich mit Wohlgefallen ihrer Zustimmung erwähnte zu Einschränkungen, die der Großherzog nöthig befunden, da sie doch des Großen von Kindheit an gewohnt gewesen sei, sprach sie, sie gedenke oft der Zeilen Schillers:

> Wisset, ein erhabner Sinn
> Legt das Große in das Leben
> Und er sucht es nicht darin."

Sie hat das Manuscript, das der Dichter ihr am Morgen des 12. November durch Wilhelm von Wolzogen, seinen Schwager, überreichen ließ, in andächtigem Erinnern (zugleich mit dem einer ihr gewidmeten Dichtung Goethes) stets unter ihrer Hand behalten. Am 17. August 1860 fand es so der Großherzog Carl Alexander, als er ihren Schreibtisch in Gegenwart der Großherzogin Sophie öffnete. Was er darüber eigenhändig aufgesetzt hat, ist auch für ihn ein Ehrengedächtniß. Ich theile die Hauptstelle wörtlich mit:

Ce manuscrit, à ce que Maman me raconta, lui fut envoyé le jour où la pièce fut représentée la première fois à Weimar, l'année 4, la première fois que ma Mère parut au théâtre. Elle passa l'après-diner de ce jour à lire la poésie avec feue sa belle soeur, ma tante Caroline qui l'aida à la comprendre, puis qu'alors Maman ne possédait pas bien encore la langue allemande. — Je veux que ces deux objets restent dans la caisse dans la quelle je les renferme, à la maison de Weimar, passant toujours à l'aîné de la famille avec ordre de ne jamais ni donner ni vendre ces précieux souvenirs.

Dieses Manuscript, welches nachmals der hochselige Großherzog selbst in sein Hausarchiv übergeführt hat, darf nun dank huldreicher Genehmigung unseres hohen Protectors, des regierenden Großherzogs Wilhelm Ernst, in getreuester Nachbildung als eine in jeder Hinsicht einzige Gabe unserem Kreise dargereicht werden.

II.

„Am ersten Mai kündigte sich die letzte Krankheit Schillers als ein Katarrhfieber an, wie wir solche bei ihm gewohnt waren. Er selbst schien sich auch nicht bedenklicher krank zu fühlen, als bei ähnlichen Anfällen. . . . Der Demetrius beschäftigte ihn immerwährend, und die Unterbrechung dieser Arbeit beklagte er sehr. . . . Als ich am Abend des Siebenten zu ihm kam, wollte er, wie gewöhnlich, ein Gespräch anknüpfen über Stoffe zu Tragödien, über die Art, wie man die höheren Kräfte im Menschen erregen müsse. . . . Sein treuer Diener, der die Nächte bei ihm zubrachte, sagte, daß er viel gesprochen, meist von Demetrius, aus dem er Scenen recitiert. . . . Am Neunten früh trat Besinnungslosigkeit ein. . . . Den Monolog der Marfa im Demetrius fand mein Mann auf Schillers Schreibtisch: es waren wahrscheinlich die letzten Zeilen, die er geschrieben." Caroline von Wolzogen in „Schillers Leben".

Wollen wir uns Schiller vergegenwärtigen auf seiner letzten Lebensstrecke, wie er, den schon die eherne Hand anrührt, im Großen wirkend, das Schicksal schildert,

das gewaltig
von Tag zu Nacht die Erdenachse dreht;

so begleiten wir ihn bei seiner Arbeit am Demetrius, deren Fortgang bis zum jähen Abbruch zu verfolgen uns der Nachlaß gestattet. Neben der Großartigkeit dieses Baues fällt anderes kaum ins Gewicht, was der Dichter im Laufe des letzten ihm gegönnten Jahresraums unternommen hat. Unter den ausgeführten Stücken des Demetrius aber hebt der Monolog der Marfa sich heraus. Wie in der großen Ansprache des Helden

zu Anfang so steigt in diesem Monolog am Ende die Dichtung zu „Sonnengipfelhöhen". Uns entzückt und ergreift die Kraft, die das schier Unermeßliche umspannt, die im Rahmen weniger Zeilen uns ein Bild des riesenhaften Reiches vor die Seele zaubert und eine Sprache formt zum Ausdruck des „unendlichen Gefühls". Und verehrlich wird uns dieses Stück zumal, wenn wir bedenken, daß auf ihm „der Scheidesonne letzter Blick" geruht hat.

Man hat keinen Grund die Angabe von Schillers Schwägerin zu bezweifeln. Mir ist die Familientradition noch lebendig übermittelt worden durch Schillers Enkel, den Freiherrn Ludwig von Gleichen-Rußwurm. Daß es die letzten Zeilen gewesen, die Schiller geschrieben, wird ja nur vermuthungsweise geäußert, und so kann man es wohl bestehen lassen. Denn daß sich in der Handschrift noch zwei weitere Scenen (sieben Blätter) zum zweiten Acte schon ziemlich weit ausgeführt vorfinden, widerspricht jener Annahme nicht. War es doch Schillers Gewohnheit und liegt in seiner rastlos vordringenden Art, wie in dem Zuge dramatischen Schaffens überhaupt, auf längere Strecken hinaus vorzuarbeiten und dann, wie die Stimmung gebot, das früher Angelegte, auf eine gute Stunde Vorbehaltene, gelegentlich hervorzuholen. Eine Schwierigkeit indessen erwächst bei näherer Betrachtung dessen, was uns in Schillers Handschrift zu dem Monolog verblieben ist.

Dieser Bestand an Eigenhändigem gehört drei Stufen an. Die letzte erscheint auf der Rückseite unseres Demetrius-Blattes. Auf der vorderen oben (bis zu der Zeile: Die Rettung — sendet.) die älteste Form; darunter (Er kommt, — Sehnsucht zu!) das erhaltene Stück einer zweiten Niederschrift. Um alles Vorhandene vorlegen zu können, haben wir zu der Auskunft gegriffen, diese zwei Stücke auf einer Blattfläche zu vereinigen. Im Original sind sie getrennt. Der erste Complex allein findet sich auf der Vorderseite des Blattes, das rückseitig uns die volle dritte Fassung zeigt; er läßt das letzte Viertel der Seite frei, und das oberste ist nur spärlich besetzt mit Schlußzeilen des Dialogs, Worten, die der Abgesandte des Usurpators spricht:

Hiob
Unglückliche du willst entschlossen dein Verderben

Du hälst dich an ein schwaches Rohr das bricht
Du wirst mit ihm zu Grunde gehen.

Der angedeutete Zwischenraum reicht für drei Zeilen, und von der letzten geschriebenen Zeile bis zu der Personenüberschrift: „Marfa allein" ist wiederum ein zweizeiliger Zwischenraum frei.

Wenn ich umständlich gewesen bin im Beschreiben, so kann ich um so kürzer schließen, indem ich behaupte: die erste Gestalt, der erste Hinwurf vielmehr, ist über das, was wir vor Augen haben, nicht hinausgekommen.

Nun denke man sich das Weitere, die scheinbare Fortsetzung, mit der Scheere abgetrennt, den Schnitt hart über dem eingezogenen Er kommt .... geführt; so erhält man den Theil, der einer zweiten Gestalt angehört. Ein Blatt, 21 cm breit, 19 cm hoch, augenscheinlich die untere Hälfte eines Halbbogens. Die obere fehlende Hälfte war beschrieben, ohne Zweifel mit der ersten Partie des Monologs; man kann an entsprechender Schnittstelle noch den Rest eines Buchstaben erkennen. Die hintere Seite ist unbeschrieben; man darf annehmen, daß die obere verloren gegangene Hälfte mit den letzten Zeilen des Monologs besetzt war. Dies Blatt ist nicht mit dem Hauptbestande der Handschriften aus Schloß Greifenstein, dem ursprünglichen Sitze des Schiller-Archivs, nach Weimar gekommen, sondern im vierten Jahre nach der Überführung des Schatzes, den erst Emilie von Gleichen, dann ihr Sohn Ludwig dort gehütet hatte. Dieser brachte mir im Herbst 1893 die werthvolle Nachspende mit, die der Angabe nach aus Lotte Schillers Nachlaß stammend, immer in einem besondern Fache verwahrt gewesen war. Es hatte sich keine Kunde in der Familie erhalten über den Verbleib der oberen Hälfte, die wir somit verloren geben müssen. Manches Blatt und mancher Streif der Demetrius-Handschrift ist bei der Freigebigkeit, die Schillers Nachkommen (wir müssen sagen: leider auch darin) geübt haben, in fremde Hände gekommen; nach und nach hat eine Anzahl abgesplitterter Stücke den Weg in das Archiv zurück gefunden, anderes scheint für immer verschwunden zu sein. In unser Blatt aber haben sich möglicher Weise gerade wegen jener Tradition zwei der nächsten Angehörigen getheilt.

„Alle acht Tage war er ein anderer und vollendeterer", hat Goethe von dem Freunde gesagt; „jedesmal wenn ich ihn wiedersah, erschien er mir vorgeschritten." So kommt es in der That uns vor, wenn wir die Phasen seiner Arbeiten an uns vorüberziehen lassen.

Gustav Kettner, dem wir die Herausgabe des Demetrius in der Reihe unserer Schriften verdanken, nimmt eine weitere Ausbildung unseres Monologs durch den Dichter an, er glaubt sie in der Gesammtabschrift (Reinschrift) zu finden, die der „treue Diener Schillers", Rudolph, angefertigt hat. Nach dieser Vorlage giebt er das Stück im Haupttext, IX, 53. 54; zwei gestrichene Verse im Anhang S. 284. Ich rücke es hier ein, unterstreiche die Besonderheiten, die es gegenüber der letzten eigenhändigen Fassung aufweist, und nehme in eckigen Klammern auch die zwei gestrichenen Verse auf, jedoch ohne die Zeilenziffer unserer Ausgabe zu ändern.

Marfa (allein)

1175 Es ist mein Sohn, ich will nicht daran zweifeln.
Die wilden Stämme selbst der freien Wüste
Bewaffnen sich für ihn, der stolze Pohle,
Der Palatinus, wagt die edle Tochter
An seiner guten Sache reines Gold,
1180 Und ich allein verwärf ihn, seine Mutter?
Und mich allein durchschauerte der Sturm
Der Freude nicht, der schwindelnd alle Herzen
Ergreift und in Erschütterung bringt die Erde?
Er ist mein Sohn, ich glaub an ihn, ich wills.
1185 Ich fasse mit lebendigem Vertrauen
Die Rettung an, die mir der Himmel sendet!

Er ists, er zieht mit Heereskraft heran,
Mich zu befreien, meine Schmach zu rächen!
Hört seine Trommeln! seine Kriegstrompeten!
1190 Ihr Völker kommt von Morgen und Mittag,
Aus euren Steppen, euren ewgen Wäldern,
In allen Zungen, allen Trachten kommt
Zäumet das Roß, das Rennthier, das Kameel,
[Wie Flocken Schnees die der Arktur ergießet,]
Wie Meereswogen strömet zahllos her,
1195 Und dränget euch zu eures Königs Fahnen!
O warum bin ich hier geengt, gebunden,
Beschränkt mit dem unendlichen Gefühl!
[Wer hebt den Raum auf der mich von ihm scheidet?]
Du ewge Sonne, die den Erdenball
Umkreißt, sei Du die Botin meiner Wünsche!
1200 Du allverbreitet ungehemmte Luft,
Die schnell die weitste Wanderung vollendet,
O trag ihm meine glühnde Sehnsucht zu!
Ich habe nichts als mein Gebet und Flehn,
Das schöpf ich flammend aus der tiefsten Seele,
1205 Beflügelt send ichs in des Himmels Höhn,
Wie eine Heerschaar send ich Dirs entgegen!

Ungern widerspreche ich dem trefflichen Freunde, „der alles durchgeprobt“. Aber ich bekenne, mir will an diesem Texte kaum etwas als eine Erhöhung des in Schillers Handschrift Vorliegenden*) erscheinen. Manches kommt mir befremdlich vor. So an erster Stelle neben dem Strom oder, wie Schiller zur Auswahl dazu fügt, dem Odem

Der muthbegeistert alle Herzen hebt,

jener Sturm der Freude, der schwindelnd u. s. w. Denn der Freude hat Marfa abgesagt; ihr Herz ist, mit unsern ältern Dichtern zu sprechen, „empört“, aber der

*) Ich bezeichne die drei Niederschriften mit ABC.

Freude kann es sich noch nicht erschließen. Und ist denn Freude der Trieb, dem das große polnische Aufgebot, oder andrerseits das Volk der russischen Grenzbezirke folgt? Ich zweifle auch, wenn dann die zweite Periode anhebt: „Er ists!" Schiller hat zweimal (BC) eingesetzt mit: „Er kommt!" Dies ist die Steigerung, die wir erwarten: die Sehnsucht, der innere Aufruhr schwillt an zur Vision. Sie sieht mit Geistesblicken den Todtgeglaubten kommen, heranziehen. Weiter das Naturbild, in dem das „zahllos, endlos" uns vor das Auge gebracht wird: wie der Nordwind die Schneemassen herantreibt. Der Genius des Nordens hat es dem königlichen Manne, dienstbar (will es scheinen) der freien Dichterkraft, zugeweht — —

Wie Flocken Schnees, die der Arktur ergießet.

Ein Meer der oberen Regionen strömt dem Meere der unteren Welt entgegen. Wir sehen (in B) wie das Bild dem Dichter plötzlich aufsteigt. Er fügt es dann (C) am Ende der großen zweiten Periode ein (es ist ersichtlich nachgetragen), und hier ist es an seiner Stelle, wo der Aufruf der Begeisterung gipfelt. In der Abschrift stoßen die Gleichnisse V. 1193. 1193a zusammen und schwächen sich gegenseitig. Und so ist denn die Vergleichung, die als die klimatisch charakteristische jedenfalls den Vorzug verdient hätte, beseitigt worden. Eine gleiche Abschwächung aber fällt schon vorher auf. Die Vision, die aus den Tiefen dunkeln inneren Lebens aufsteigt, hebt an mit Eindrücken des innigeren Sinnes und Seelenorgans, des Ohres.

Hört sein Trommeln, seine Kriegstrompeten!
O hört ihr Völker eures Königs Ruf.
Kommt alle, kommt von Morgen und Mittag . . . .

Trommeln — Trompeten — Ruf (Aufruf und anfeuerndes Befehlswort) — so nimmt das Gehör das Anrücken der Völkerschaaren wahr. In der Abschrift fehlt der mittlere Vers, und sie nimmt den in B gestrichenen Anfang des dritten wieder auf. Sie nimmt weiter V. 1196. 1197 auf in dem Wortlaut von B, der doch in C machtvoll überboten ist. Daran schließt sich als mißlicher Ersatz die nachmals gestrichene Zeile

Wer hebt den Raum auf der mich von ihm scheidet?

ein Versuch den in B bloß angedeuteten Vers

Wer Raum die mich von ihm scheiden

auszufüllen. Aber dieser Versuch ist anscheinend mißrathen. Schiller hat den Relativsatz als eine erste Ergänzung nachgetragen und in der Geschwindigkeit offenbar unterlassen, die hierdurch bedingte Abänderung des Bestimmungswortes in den Plural auszuführen. Dieser, nämlich Räume, ist der poetischen Sprache und Schillers Rede gemäß. „Wer

hebt den Raum auf" wäre dagegen fast prosaisch. Unserm Dichter waren die Lateiner, Virgil voran, gute Gesellen; er hat sich wohl nach einem deutschen Worte für superat umgesehen.

Vollends der Schluß. Wer ein Ohr hat für die volltönige Instrumentirung, die Schiller den Reden seiner Helden und Heldinnen beim Abgang zu verleihen liebt, wird sie wohl vernehmen in den letzten Versen von C, weniger in der Fassung der Abschrift, die metrisch zwar und äußerlich einen Abschluß erreicht, indessen in dem Zeilenpaare 1204/1206 nicht einmal den gerechten Reim herstellt, für welchen der Dichter in C bereits Vorsorge getroffen hatte (Segen: entgegen) und also klanglos ausgeht.

Überhaupt aber: wie sollte der Dichter, dem es beim dritten Anlauf schon so trefflich gelungen war, einen vierten gemacht haben, bei dem er so Werthvolles von den Eroberungen des dritten opferte? Zu dem er sich sogar Succurs aus einer früheren Niederschrift geholt hätte? Und nicht aus einer bloß, sondern sogar aus der ältesten, dem Entwurf. Denn aus diesem offenbar sind an der ersten abweichenden Stelle V. 1182 die Worte bezogen

der schwindelnd alle Herzen
Ergreift . . . .

„D[er] alle Herzen schwindelnd faßt", lautet es dort. Und selbst die Überschrift der Copie „Marfa allein" scheint aus A entnommen. Schiller wird schwerlich sich selbst angeborgt, nicht Schnitzel zusammengetragen haben. Er arbeitet aus dem Vollen.

Wer dem Dichter nicht unnöthigermaßen eine schwache Stunde zutrauen, in der etwa (dann aber vor C) die problematische Fassung zu Stande gekommen wäre, wird zu der Annahme geführt, die Vorlage, die Rudolph zu copieren hatte, sei von anderer Hand zurecht gestutzt. Man müßte an Caroline von Wolzogen denken. Ihre Handschrift finden wir an ein paar Stellen im Manuscript des zweiten Acts, wo sie zum Behuf einer künftigen Herausgabe Lücken mit einzelnen Zeilen älterer Redaction ausfüllt. Sie hat ganze Seiten und Bogen zu der General-Abschrift beigesteuert, und so besonders für die zwei letzten Scenen von Act II. Von ihrer unsichern Hand scheint die Durchstreichung der zwei Verse nach 1193 und 1196 herzurühren (jedenfalls, wie die Tinte beweist, nicht vom Abschreiber). Ich vermuthe, daß sie auch Rudolphs Arbeit, die bei der Beschaffenheit und dem Nebeneinander der verschiedenen Redactionen keine leichte war, geleitet und beaufsichtigt hat. Eingriffe in die Gestalt der echten Vorlagen kann ich ihr bis jetzt nicht nachweisen. Aber die stilistische Fähigkeit dazu besaß die formgewandte Schriftstellerin, und zu der unbedeutenden Zuthat, die erwiesenen Falls auf ihre Rechnung kommen würde, konnte ihr eine oder die

andere Reminiscenz zu Hülfe kommen, Verse zum Beispiel aus den zwei ersten Auftritten des vierten Acts der „Jungfrau", wo der Drang und Sturm der allgemeinen Freude ja freilich an seiner Stelle ist. Der Nimbus, der die „wahrscheinlich letzten Zeilen" umgab, mochte bei der Frau, die ja alles mit dem Herzen betrieb und von den Anforderungen eines späteren kritischen Geschlechts sich nichts träumen ließ, den Wunsch erwecken, ein Übriges zu thun und so wenigstens dies eine Stück abzurunden. Denn vollständig reif zur Abschrift, zur Veröffentlichung ist kein einziger ganzer Auftritt des dramatischen Fragments.

Es sei mir ein Nachwort gestattet. Ich habe im Gange meiner Darlegungen zweimal den Freund erwähnt, den bloß als Gewährsmann anzuführen in dieser Zeit und an diesem Orte nicht angängig erscheint: Ludwig Freiherrn von Gleichen-Rußwurm. Indem ich diese Blätter schrieb, ist immer er mir gegenwärtig gewesen, in dessen Persönlichkeit sich nächst und neben dem Großherzog Carl Alexander die Goethe- und Schillerzeit uns Jüngeren darstellte. Auf beiden lag der Abglanz hoher Ahnen, der Nachglanz schönster Tage. Es ist Ludwigs von Gleichen Verdienst, daß der nationale Schatz von Schillers Nachlaß in seinem großen Bestande mit dem Goethischen vereint und in Weimar geborgen ist. In seiner vornehm anspruchslosen Art hat er damit Großes ausgerichtet für Alle, die an deutscher Bildung Theil haben. Für ihn war es etwas Selbstverständliches, so dem Nachruhm, dem wirkenden Fortleben Schillers zu dienen. Auf der marmornen Tafel im Hauptsaale des Goethe- und Schillerarchivs, die seiner im Einverständnisse mit seinem Sohne, Schillers Urenkel Alexander von Gleichen-Rußwurm, vollzogenen Stiftung gedenkt, ist sein Name für alle Zeit dem deutschen Volke gerühmt und genannt worden.

Ludwig von Gleichen ist am 9. Juli 1901 gestorben und allzu bald dem Fürsten und der Fürstin gefolgt, die in dankbarer Neigung und edlem Vertrauen ihm zugethan waren und als einem ihres Gleichen begegneten. Sein Scheiden ist von Weimars Kunstwelt und weit über diese hinaus schmerzvoll empfunden worden. Wer seinen Umgang genossen hat, mußte ihn liebenswerth finden. In der Zeit der Vorbereitung zum 9. Mai fühlen wir seinen Verlust mit erneuter Wehmuth. Er hätte uns nicht fehlen sollen an diesem Tage, der Lebenswürdige. Dies Wort, das Goethe für seinen Schiller geprägt hat, eignen wir mit Recht nun ihm, dem Enkel, zu.

III.

„Ich habe noch nicht den Muth fassen können Sie zu besuchen. Wie man sich nicht unmittelbar nach einer großen Krankheit im Spiegel besehen soll; so vermeidet man billig den Anblick derer, die mit uns gleich großen Verlust erlitten haben.“ Dies schreibt Goethe von Hause an Caroline von Wolzogen einen Monat nach Schillers Begräbniß. Er sendet seine herzlichsten Grüße an sie und die Schwester und erbittet ein Wort von ihrer Hand. Er hält sich noch lange zurück. Darin ist er sich immer gleich geblieben. „Schweig' und ertrag den Verlust!“ Er verharrt im Schweigen, als Fritz Jacobi, der Jugendfreund, ihm den Verlust eines Sohnes und der Gattin anzeigt, die ihm selbst als Freundin so werth gewesen ist, und erwidert nachmals aus gepreßter Seele: „Ich habe es noch nicht wagen können Dir zu schreiben, denn was darf man Dir sagen! Jedes Wort, es sey Antheil, Trost oder Betrachtung bleibt zurück.“ Wie der Alten einer verhüllt er das Haupt bei übergroßem Schmerze, in der Tiefe aber wühlt es um so mächtiger. Ich wiederhole hier nicht die Erzählungen, wie man ihm Schillers Tod zu hinterbringen gesucht, und wie er die Nachricht aufgenommen hat. In der Zeit der ersten Trauer ist er einmal mit dem jungen Heinrich Voß, der Schiller gepflegt und mit zur Gruft getragen hatte, im Park spazieren gegangen, am 18. Mai. „Da war er“, so erzählt der Getreue, „in einem bewegten Zustande, wie ich ihn nimmer gesehen habe.“ „Schillers Verlust,“ sagte er unter andern, und dies mit einer Donnerstimme, „m u ß t e ich ertragen, denn das Schicksal hat ihn mir gebracht.“ Und als Goethe funfzehn Jahre später in Carlsbad, wieder an einem Maitage, von Schiller, seinem liebsten Gesprächsgegenstande damals, mit einem befreundeten Manne aus Weimarer Regierungskreisen sich unterhielt, hat er, den frühen Tod des Freundes erwähnend, geäußert: „Man hat mich vielfältig getadelt, daß ich nicht auf unserm Theater, wie es anderwärts geschah, (er meint: sogleich oder alsbald) eine Todtenfeier veranstaltete. Wie konnte ich das? Ich war ja vernichtet!“ Er könne nichts hervorbringen, immer, wenn sein Gefühl zu mächtig aufgeregt sei, hat ihn der Canzler Müller sagen hören. Dies und seine Scheu, dem Göttlichen der Trauer um geliebteste Personen etwas zu vergeben, erklärt uns sein Verhalten, das man so oft verkannt hat. Nur im engsten Kreise und immer erst nach einer geraumen Zeit löst sich ihm der Schmerz in Rede auf. So hat er nach Carl Augusts Heimgang das Herrliche gesprochen, das uns Eckermann aufbewahrt hat, und jeder muß fühlen, daß es ihm aus innerster Seele quillt; so hat er erst spät über die Mutter geredet und es der Liebe Bettinas überlassen, deren „Aristeia“ niederzuschreiben. Der feierlich stilisirte Nachruf auf Anna Amalia ist weniger durch seelisches Bedürfniß als auf amtlichen Anlaß

hervorgebracht. Beim Scheiden Christianens nur der Seufzer: „Du versuchst, o Sonne, vergebens . . . .“ Goethe ist nicht der Mann der Trauerreden und Trauergesänge. Auf lichter Höhe erhält sich sein „Mieding“, den er als Selbst-Parentation betrachtet wissen wollte, und nichts anderes ließe sich sagen von seinem Versuche, „dem froheſten Manne des Jahrhunderts“ ein Requiem zu dichten —

Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle,
Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft.

Wie das Leid um den geliebten Dichter-Freund zum Liede geworden ist, zu einem Gedächtnißsang ohne Gleichen, ist wohl der Betrachtung, der Beherzigung werth.

Von außen her ist der Antrieb gekommen, dies versteht sich fast von selbst; war doch die Trauer, die ein solches Opfer heischte, stark und allgemein. Aber auch wie ungern sich Goethe in seiner Zurückgezogenheit hat aufsuchen lassen, würde uns ohne jede Andeutung verständlich sein — „der Krankende fühlt auch schmerzlich die leise Berührung“. Er will mit der Welt nicht in Contact gesetzt sein. „Das tiefe Gefühl des Verlustes gehört den Freunden als ein Vorrecht.“ So an Zelter, gegen den er sich das Herz zuerst in einem Briefe erleichtert hatte: „Ich dachte mich selbst zu verlieren, und verliere nun einen Freund und in demselben die Hälfte meines Daseyns.“ Mit dem Humor, den er, um ein tiefes Schmerzgefühl auszulösen, auch sonst bereit hat, fährt er fort: „Da indessen die Menschen aus jedem Verlust und Unglück sich wieder einen Spaß herauszubilden suchen, so geht man mich von Seiten unsres Theaters und von mehrern Seiten dringend an, das Andenken des Abgeschiedenen auf der Bühne zu feyern. Ich mag hierüber weiter nichts sagen, als daß ich dazu nicht abgeneigt bin und jetzt nur bey Ihnen anfragen möchte, ob Sie mir dabey behülflich seyn wollen.“ Am gleichen Tage antwortet er dem Buchhändler Cotta, dem schätzbaren Verleger und Landsmann Schillers: „Auf Ihre Anfrage, ob man nicht unserm Schiller ein Trauerdenkmal auf dem Deutschen Theater setzen sollte, kann ich gegenwärtig nur so viel sagen, daß ich auf mannigfaltige Weise dazu aufgefodert bin. Nach meiner Überzeugung soll die Kunst, wenn sie sich mit dem Schmerz verbindet, denselben nur aufregen, um ihn zu mildern und in höhere tröstliche Gefühle aufzulösen; und ich werde in diesem Sinne weniger das, was wir verloren haben, als das, was uns übrig bleibt, darzustellen suchen. Mein Plan ist gemacht und ich hoffe ihn nächstens auszuführen; doch wüßte ich keinen Termin zu bestimmen. Gelingt es mir eine der Aufgabe nicht ganz unwürdige Arbeit hervorzubringen; so bin ich wohl geneigt, solche auch andern Theatern abzulassen, und würde zu diesem Zweck Manuscript und Partitur Ihnen mit Vergnügen zustellen.“

Eine Zusage also ist gegeben, zwar mit Beding und Vorbehalt, aber doch über Goethes sonstige Gewohnheit hinaus, die „dichterischen Geschäfte“ ganz in der Stille zu betreiben. Der Plan steht fest, Sinn und Seele der Dichtung ist darin beschlossen. Sie will die Zuschauer, die Hörer „über das Gefühl von Vergänglichkeit hinüber heben“ im Bunde mit der Kunst, der es gegeben ist,

> Des Menschen Wesen durch und durch zu dringen,
> Zu überfüllen ihn mit ew'ger Schöne.

Sie will auf dem Dauernden bestehen, auf den Wirkungen, die sich nicht im engen Raum des Lebens, nein erst in Jahrhunderten erreichen lassen.

Goethe hat den Plan nach seiner Weise still in sich gehegt, bis ihm das Ganze vor der Seele stand; er pflegte das Einzelne erst aufzuzeichnen und stückweise hier und da auszuführen, wenn er auf diesem Punkte angelangt war. Erst im Hochsommer, wie sich erweisen läßt, und höchst wahrscheinlich nicht vor seinem Geburtsmonat hat er in dem Badeort Lauchstädt bei Halle, den er Anfang Juli aufgesucht hatte, die Niederschriften gemacht, die sich unter dem von ihm selbst auf den Umschlag gesetzten Titel Schillers Todtenfeyer in seinem Nachlaß erhalten haben. Es war mir zugefallen, die köstlichen Paralipomena im 16. Bande der Weimarischen Goethe-Ausgabe zu veröffentlichen. Gleichzeitig habe ich sie zum 10. November des Goethe-Schiller-Jahres 1894 bekannt gegeben im Novemberhefte der Deutschen Rundschau, mit dem ersten Versuche einer auf das Ganze zielenden Deutung. In dieser habe ich, Blick und Sinnen auf die alten lieben Blätter richtend, mich völlig beglaubigen können. Zu kritischen Erörterungen ist hier nicht der Ort*), wo es lediglich gilt, eine adäquate Vorstellung von dem Vorhandenen zu vermitteln und den Blick zu eröffnen in die Idealwelt, die sich uns schon in den Ansätzen und ersten Entwürfen aufthut.

„Eingangschöre.“ Den Raum der Bühne erfüllt eine festliche Menge. „Jünglinge, zur Idee erhoben“**): „Mädchen, ihrer Würde bewußt; Krieger, zum höchsten Punkte des Muths erhoben; Greise, die freudig in das kommende Jahrhundert hinein-

*) Max Morris, Goethe-Studien, Zweite Auflage, I, 319 fg. Ich kann in den beiden Hauptpunkten der Differenz dem trefflichen Gelehrten nicht beipflichten und nur einzelne Ergebnisse seiner scharfsinnigen Forschung und Combination mir aneignen.

**) Ich verstehe: deren Geist, nach Schillers Vorbild, den höchsten Zielen des Denkens zugewandt ist, von deren „Stirnen der Gedanke leuchtet“. Wilhelm von Humboldts Klage um den Unersetzlichen kommt mir in den Sinn (20. Juli 1805 an Fr. Aug. Wolf): „Ich kann wohl behaupten, daß ich meine ideenreichsten Tage mit ihm zugebracht habe. Ein so intellectuelles Genie, so zu allem Höchsten in Dichtkunst und Philosophie ewig aufgelegt“ u. s. w. Also die Würdigsten unter seinen Schülern und jüngeren Genossen, die „Studirenden“ inbegriffen.

schauen." Gestalten, aus der Welt des Dichters herniedergestiegen, bilden diese Gruppen oder bezeichnen, Koryphäen gleich, ihren Charakter: Attinghausen, Gertrud, Hedwig und Bertha aus „Tell"; Thekla, des Friedländers Tochter. „Bergbewohner aus Tell"; „Soldaten, die jüngern aus Wallensteins Lager", „Ackerleute", „Handwerker aus der Glocke". Mit einem Mal ist so alles „in die Region des Poetischen gerückt" — mit Schiller zu reden. Auch „Studirende" erblicken wir in der Menge, und wenn aus den Reihen der Krieger ein muthiges Lied erschallen sollte nach der Weise des Schlußgesangs von Wallensteins Lager, so erklingt der Chorus der Studirenden schon laut in bestimmten Worten:

Seine durchgewachten Nächte
Haben unsern Tag erhellt.

Der Gesang dieser Chöre, ihr „festliches Kommen und Darbringen" gilt dem Preise des hohen Mannes, dem in doppeltem Sinne die im heiligen Bezirk Versammelten ihr Dasein verdanken; sie sind Geschöpfe seines Geistes oder sind durch ihn zum Höchsten und Besten ihrer Existenz emporgehoben. Darum feiern sie ihn — die Werke wollen den Meister loben. Es ist ein „Lebenstag", der ihm so verschönt werden soll, sein dies genialis. Als ein im Lichte Weilender ist er gedacht.

Aber nun ereignet sich, was er selbst so ergreifend geschildert hat —

Wie wenn auf einmal in die Kreise
Der Freude, mit Gigantenschritt,
Geheimnisvoll, nach Geisterweise,
Ein ungeheures Schicksal tritt;
Da beugt sich jede Erdengröße
Dem Fremdling aus der andern Welt . . .

Ein Donnerschlag — die Naturzeichensprache des Schicksals in der Tragödie — eine „Erscheinung": der Tod steht mitten unter den Genossen der Feier da, mit seinem Zwillingsbruder, dem Schlafe. Goethe hat, wie er das Ganze in die Sphäre der antiken Welt zu heben gedachte, beide unter griechischem Namen eingeführt: „Thanatos und Hypnos". So auch drei andre redende Personen.

„Spricht Tod." Der ernste Gast muß seine Sendung erklären, und seinen Anspruch auf jedes Alter geltend machen. Stufenweise geschieht das. „Spricht Jüngling . . Mädchen . . Mann . . Greis. Tod antwortet ihm (also nur dem Ältesten), sendet den Schlaf weg." Ich denke, er sendet ihn voraus, um die Wache zu halten am Lager dessen, den er dann mit ihm fortführen wird in das Reich der Schatten.

Bitten, inständige, sollen den Vollstrecker des Schicksalsschlusses erweichen. Ein „Chor der Jugend" bewegt sich heran, in seiner Mitte die, welche der drohende Schlag

am härtesten trifft. „Die Gattin, sich und die Kinder darstellend." Was der Dichter ihr in den Mund legen will, vernehmen wir aus einzelnen Andeutungen.

Alles ist das Werk des Gatten
Was von Leben uns umgibt

Hülflosigkeit

Soll ich ihm nicht mehr das leisten . . .

Und Thanatos, den Hymnen und Gebete nicht erweichen dürfen, erwidert mitfühlend:

Das Gute, was man Liebenden erzeigt,
Belohnet sich in dieser ernsten Stunde . . . .

Ein „Chor der Alten" naht, voran geht als Sprecher der „Freund". Das ist Goethe selbst; die wenigen Zeilen, in welche das Gefühl des Verlustes, hier noch als Vorgefühl, gefaßt ist, lauten:

Wer reicht mir die Hand beym Versinken ins Reale?
Wer gibt so hohe Gabe?
Wer nimmt so freundlich an, was ich zu geben habe?

Dagegen der Tod:

Der traure, der den Lebenstag versäumt

Hast du versäumt
Hast du verträumt
Launisch gemieden
[So bleibt dir die Thräne unfruchtbarer Reue]
Kamst du aber dem Regen
Thätig entgegen,
Widerstrebtest du nicht seinem Zug,
Lähmtest du nicht seinen Flug
Durch Willkür und Laune,
So danke dir selbst für dein Glück —
Es ist vorüber, es kommt nicht zurück.

Reden eines Göttlichen, heilkräftig, wie das Wort an die Gattin, und hochgemuth, als sollte sich die Botschaft erfüllen: „von seinem Grabe her stärkt uns der Anhauch seiner Kraft".

Wie Strophe und Antistrophe entsprechen sich die beiden Theile des Auftritts; „Klagen im abwechsenden Chor" sollten ihn beschließen.

Bis jetzt hat die „Menschlichkeit" gesprochen, die persönliche Seelenforderung sich befriedigt. Nun treten höhere Gestalten und Gewalten ein. Von jeder kann ausgesagt werden, was Goethe der ersten beilegt: „dünkt sich höher als die Einzelnen".

„Deutschland" zuerst, das politische, weiland „das Reich". Es erscheint prachtgerüstet, im vollen Schmucke seiner Wappenschilder. Es legt „Vorsprache" ein für den Mann, den die höchste Majestät unlängst noch mit Adelsbrief und Wappen wegen seiner Verdienste um die deutsche Sprache zu ehren geruht hat. Ansehnliche Sprüche waren diesem Deutschland zugedacht — „Lob des Emporstrebens . . Werth Vieler . . Werth der Einzelnen" — Reden, deren Sinn Goethe schon in einer früheren Dichtung entfaltet hat; „die Menge" —

Sie ist bedeutend, mehr noch aber sinds
Die Wenigen, geschaffen, dieser Menge
Durch Wirken, Bilden, Herrschen vorzustehn.

Aber dem griechischen Gotte kann die heraldische Figur nicht imponieren. Und er, vor dessen Blick sich Wahrheit und Schein sondern müssen, kann diesem Wesen ein Anrecht auf die Fürsprache nicht zugestehen; ist es darauf gestellt, so dürften nur die „zwei Sterne" befragt werden, die allein dem Manne milden Scheines geleuchtet haben — Kurmainz und Sachsen-Thüringen — „indeß der ganze Himmel sich theilnahmlos" erzeigte.

Von deinen Schildern darf das Rad allein,
Es darf allein der Rautenkranz sich zeigen.

Und so erfolgt, mit einem strafenden Blicke auf das Prunkgewand der Majestätischen, die, soviel an ihr lag, den Edeln im Leben hatte darben lassen, die herbe Abweisung:

Den Pfauenschweif von allen deinen Bildern,
Soll ich deshalb die strengen Schlüsse mildern? —

Dem aber, was die Fürsprecherin mit einem Anschein von Berechtigung vorgebracht hatte, mag die Einsprache gelten, die der Dichter in diesem Zusammenhang dem Thanatos vorbehalten hat: „Ungleichheit des Geschicks (welches das Leben des Einzelnen bedingt und gestaltet) nicht ungerecht, wegen Gleichheit des Nothwendigen". So sollte auch hier Rede und Gegenrede über das Zeitliche hinaus zum Ewigen führen, und „der Nothwendigkeit stilles Gesetz, das stetige, gleiche" (wie es in Schillers „Genius" heißt) seine beschwichtigende Wirkung üben.

Nun erscheinen die beiden, denen „der Rege" seinen Dienst geweiht, „seine durchgewachten Nächte" geopfert hat: Weisheit (Sophia) und Poesie. Den Kern von dem, was jene von ihrem Schützling zu sagen berufen war, mögen wir noch in dem Verse des Maskenzugs vom Jahre 1818 erkennen:

Der Sinnende, der alles durchgeprobt;

auch im Epilog zur Glocke wurde (in einer nachgedichteten Strophe) der philosophische Blick des Historikers, dem sich das Wesen zeigt, so gerühmt:

Ihm schwollen der Geschichte Flut auf Fluten . . . .
Nach ihrem Wesen deutlich durchgeprobt.

In höherem Grade aber darf ihn die Poesie für sich in Anspruch nehmen:

Von tausend Lippen fließt die Weisheit hier;
Mein Wort kann ich nur Wenigen vertrauen —

Bestimmter noch in der ursprünglichen Fassung

Das können tausend . . . (gemeint: andere Forscher auch)
Nur durch den Einen kann ich reden.

Eine Entgegnung läßt sich von unsern Blättern nicht ablesen; das erstere, ursprünglich mit der Überschrift „Philosophie?“ versehen, läßt es fraglich, ob der Dichter sie nicht überhaupt aus der Reihe der Redenden entfernt haben würde. Das zweite (Poesie) trägt auf der Rückseite nur die Worte: „Dichtung allein“.

Thanatos also hat sich entfernt, um „die strengen Schlüsse“ des Schicksals zu vollziehen. Es erschallt die „Nänie“. Wir können das Wort nicht lesen, ohne der Distichen Schillers zu gedenken, die wohl auch dem Dichter der „Todtenfeyer“ den Ton angegeben hätten: „Auch das Schöne muß sterben“ —

Und die Klage hebt an um den verherrlichten Sohn.
Siehe, da weinen die Götter, es weinen die Göttinnen alle,
Daß das Schöne vergeht, daß das Vollkommene stirbt.
Auch ein Klaglied zu sein im Mund der Geliebten ist herrlich,
Denn das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab.

Über das Gefühl des Leides aber muß ein Höheres triumphiren: „Das was uns übrig bleibt“. So ist nach der Nänie eine Aristeia am Orte. Wer soll sie sprechen? Das „Vaterland“. Dies Wort allein steht auf dem Blatte und ebenmäßig in andern Aufzeichnungen; eine nur sagt deutlicher: „Epilog des Vaterlandes“. Das Vale des Vaterlands verklingt; die Chöre fallen ein mit dem Magnificat, dem Gloria in excelsis: Schwingen des Wohllauts tragen den Hörer „ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen“. Die Seele schwebt dem Vollendeten nach in das Land der Verklärung. —

Ich habe es noch ein Mal unternommen, mit Hülfe dessen, was uns Goethe hinterlassen hat, ein Bild der „sich aufstufenden“ Dichtung zu geben; er selbst hat, wie

er es liebte, Alles zur Anschauung zu erheben, in wenigen Strichen, die ihr Aufsteigen vergegenwärtigen, sie vor das Auge zu rücken gesucht. Die Schönheit und Erhabenheit der scenischen Bilder mag die Phantasie ahnend nachschaffen. Greifbar, im Tageslichte angeschaut, würden sie heute kaum mit dem Zauber wirken, den sie damals geübt hätten, auf Schillers und Goethes Bühne. Die Seele unserer Dichtung (wenn ich das Wort wiederholen darf) blickt uns noch klar an aus den Gestalten und Schilderungen des Maskenzugs von 1818, den Goethe als eine zweite Huldigung der Künste ersonnen, gedichtet und zu geschmückten Stufen herangeführt hat, um der Gefeierten vom 12. November 1804 noch ein Mal die alte große Zeit und ihre Vertreter darzustellen.

Die Freunde hofften und warteten, daß die „schönen Conceptionen" in vollendeter Schönheit aus Licht treten sollten. „Sehnlich habe ich bis zum Anfang des November auf ein öffentliches Wort von der Ausführung Ihrer Lauchstädtischen Vorsätze gehorcht", schreibt Friedrich August Wolf, einer der wenigen Wissenden, an Goethe, und verflicht diese bewegliche Mahnung in den Neujahrsgruß — „aber vergeblich. Aber ich irre doch nicht, wenn ich mir dies Schweigen bloß als Aufschiebung erkläre?" Goethe antwortet am 6. Januar 1806: „Meine schönen Lauchstädter Vorsätze sind freylich sehr ins Stocken und Stecken gerathen . . . Ich habe die Glocke hier noch nicht einmal aufgeführt, geschweige jenes Besprochene. Vielleicht gelingt es für Lauchstädt: denn es ist wohl billig, das Andenken eines solchen Freundes mehr als einmal zu feyern." Dies die letzte Erwähnung der „Todtenfeyer" im Briefwechsel. Dem Empfänger aber mußten die Worte, die er in der kurz vor Schillers Tode vollendeten Schrift Goethes über Winckelmann (an der er selbst sich betheiligt hatte) gelesen, in den Sinn kommen: „Wir haben alle Ursache, das Andenken solcher Männer, deren Geist uns unerschöpfliche Stiftungen bereitet, auch von Zeit zu Zeit wieder zu feiern und ihnen ein wohlgemeintes Opfer darzubringen."

Was mag der Vollendung im Wege gestanden haben? Goethe sagt in einem Briefe an Schiller, er mache nie etwas fertig, wenn er den Plan zur Arbeit nur irgend vertraut oder jemand offenbart habe. Aber hier lag es tiefer. Mit Recht ist bemerkt worden, es sei für Goethe eine Unmöglichkeit gewesen, Ernst zu machen mit dem Versuche, des Freundes Witwe und Kinder und sich selbst auf die Bühne zu bringen*). Wie hätte er sich in die Lage bringen mögen, in solcher Weise „sich im Spiegel zu besehen?"

*) Morris a. a. O. Seite 333.

IV.

Der Keim jener großen Arbeit lag noch im Boden, hatte (mit Goethe zu reden) kaum angefangen zu „quellen“, geschweige „sich zu ramificiren“, als ein anderer, in demselben Erdreich beschlossen, sich abzweigt und hervordrängt. „Wir wollen nun sehen, wie wir die Glocke zum Läuten bringen!“ kündigt Goethe dem Weimarer Kunstfreunde Heinrich Meyer an, der in seinem und Schillers Bunde so lange der Dritte gewesen war. Der Brief ist aus Lauchstädt vom 22. Juli datirt. Am gleichen Tage schreibt Goethe nach Berlin an den „unschätzbaren Musickmeister“ Zelter, den „Tüchtigen“: „Ich wollte, Sie hätten Lust und Muth, wenn Sie Gegenwärtiges erhalten, sich aufzumachen und nach Lauchstädt zu kommen;“ er fügt, nachdem er schon sein G. unterzeichnet, das Wichtigste an (das er zunächst also noch hat für sich behalten wollen): „Ich gedenke in dieser Zeit die Schillerische Glocke dramatisch aufzuführen, was könnte da nicht durch Ihre Beyhülfe werden! Kommen Sie ja!“ Und jetzt heißt es einmal wieder, wie lange nicht bei ihm: „Gedacht wie gethan!“ Vom letzten des Juli sind die im Depeschenstil geschriebenen Zeilen an Cotta, der jetzt auch sein Verleger geworden ist: „Ein so eben entstandenes Gedicht sende eilig für den Damen Calender. Ich wünsche, daß es, gerade wie es geschrieben ist, auf vier Blätter abgedruckt und, wie man es mit Dedicationen zu thun pflegt, dem Calender vorgesetzt werde.“ Das Gedicht ist der „Epilog zu Schillers Glocke“.

Was war vorangegangen? Am 22. Juli ist Goethe zurückgekehrt von einem Besuche, den er den Freunden in Halle, Friedrich August Wolf und Reil, dem trefflichen Arzte, abgestattet und in die zweite Woche hinein ausgedehnt hatte. In diesem Kreise verstand man seine Trauer. Am 23. Mai hatte ihm Wolf geschrieben, es tröste ihn, von dem Fortgange seiner Genesung gehört zu haben „in Wochen, wo das Schicksal so hart gegen Sie war. Täglich sind wir im Geist um Sie gewesen, und unser Antheil war gewiß so groß, als er von Fremden seyn kann. Doch dem Freunde in der Nähe kann bei einem Leben, das oft schon plötzlich zu verlöschen drohte und früher schon blos durch den regen Geist zusammengehalten wurde, ein solcher Schlag keineswegs unerwartet gewesen seyn. Furchtbar tönte indessen hier Allen, die auch jenes wußten, die erste Nachricht, und erregte allgemeine Theilnahme“. Außer dem freundschaftlichen Gefühl hatte den Dichter auch der Wunsch gezogen, den Vorträgen, in denen der berühmte Gall seine Entdeckungen zur Schädellehre bekannt gab, in Person beizuwohnen. In diesen Wochen hat Schleiermacher, der Theolog, ihn kennen gelernt. „Worüber ich am liebsten mit ihm spräche“, schreibt dieser, „darauf bin ich noch nicht gekommen; er war eben damals von Gall und Schiller voll“. Ihn trieb es, Ersatz zu suchen für

den Freund, der ihm „Ideen tausendfach zurückgab". Wie eigen, daß es ihm damals, wo er sich am Neuen wissenschaftlicher Offenbarungen zu erquicken hofft, beschieden ist, das edelste Naturgebilde zu betrachten. Ist ihm diese Fügung wieder in den Sinn gekommen an dem ernsten Septembertage des Jahres 1826, als er Schillers Schädel in der Hand hielt?

> Die alte Zeit gedacht' ich, die ergraute . . .
> Wie mich geheimnisvoll die Form entzückte!
> Die gottgedachte Spur, die sich erhalten!
> Ein Blick, der mich an jenes Meer entrückte,
> Das fluthend strömt gesteigerte Gestalten.
> Geheim Gefäß! Orakelsprüche spendend —

Wie dem nun sei, der Verkehr, die Anregung dieser zwei kurzen reichen Wochen hat „Licht und Muth dem Leben angezündet". Und die erste That des neu erwachten productiven Triebes ist der Epilog. Auf die Dramatisirung des Gedichts, „welches auf eine bewunderungswürdige Weise die ganze Sphäre theatralischer Darstellung durchwandert", und auf das Gelingen der Aufführung ist in diesen Tagen sein Sinnen und Thun gerichtet. Er setzt zugleich den musikalischen Freund in Bewegung. Am 4. August: „Lesen Sie das Gedicht durch und schicken Sie mir eine passende Symphonie (Ouvertüre) dazu von irgend einem Meister." Von dem Freunde selbst wünscht er einen kurzen Chorgesang, zu dem die Worte:

> In allem, was wir unternehmen,
> Sey deine Gnade, Herr, uns nah!

als Text dienen könnten. Dies wäre also der „fromme Spruch", den zu beten der Meister vor dem Ausstoßen des Zapfens mahnt. „Zum Schlußchor wünschte ich die Worte

Vivos voco. Mortuos plango. Fulgura frango.

in einer Fuge zu hören, die, insofern es möglich wäre, das Glockengeläute nachahmte und sich in Mortuos plango verlöre." Er erbittet die Partituren gerade nach Weimar, womöglich zum 20. des Monats: „denn ich wollte in Weimar mit dieser Vorstellung anfangen". Und so in Zug gekommen, will er sich alsbald nun auch an die größere Todtenfeier heran begeben. „Sodann hoffe ich das andere Gedicht, wenigstens ein Schema zu senden, das alsdann zum zehnten November, zur Feyer des Geburtstags unsres Freundes könnte gegeben werden."

Inzwischen verlebt er den besten Theil seines Tages nur mit dem Einen. Wider seine Gewohnheit hat er keine Bücher mitgenommen „in die Wüste"; nur „die

Schillerschen Gedichte" hat er sich geliehen von der alten Freundin Charlotte v. Stein; aus diesem „mitgetheilten" Exemplar hat er „die Glocke ausgezogen". Aus dieser Vorbereitung und aus jener Ankündigung des Vorhabens an H. Meyer entnehmen wir, daß der Gedanke schon in Weimar gefaßt und wenigstens einem nahe Stehenden dort schon anvertraut ist. Allerlei gutes Glück begünstigte den Abschluß. Am Vorabend der Aufführung erst kann Goethe seinem Herzog das Bevorstehende melden. „Es ist die Glocke von Schiller, deren Guß vorgestellt werden soll, indem die begleitende Poesie an die Glieder der Gesellschaft ausgetheilt ist, wobey dann jeder etwas seinem Charackter so ziemlich gemäßes vorzutragen hat. . . . Indem ich dieses schreibe, tritt Zelter von Berlin zu mir herein. Meine Freude diesen köstlichen Mann zu sehen und einige Tage zu besitzen ist sehr groß." Wir fühlen seine Zuversicht wie seine Befriedigung den Briefen der nächsten Tage an. Den 12. August an H. Meyer: „Er (Zelter) konnte eben noch einigen Theil an dem Arrangement der Glocke nehmen, deren Aufführung recht gut ausgefallen ist." An Frau v. Stein, nachdem er des „guten Beyfalls" Erwähnung gethan: „Ich hoffe, Sie sollen sich auch daran bald in Weimar erfreuen. Zelter hat mir durch seine Gegenwart große Freude gemacht. Man fängt wieder an, ans Leben zu glauben, wenn man solche Menschen sieht, die so tüchtig und redlich wirken." Es ist, als ob er ihn sich als den Meister im Stücke dächte.

Über den Verlauf von „Schillers Denkfeier" lieferte ein Wohlgesinnter einen Bericht in dem von Goethes Freunden Bertuch und Kraus herausgegebenen Journal des Luxus und der Moden, Septemberheft, unter der Rubrik Theater. „Lauchstädt, den 10. August. Man stellte die drei letzten Akte seines Trauerspiels Maria Stuart vor, worauf sein bekanntes Lied von der Glocke dramatisirt folgte. Die Bühne stellte die Werkstätte des Glockengießers vor, mit allen Apparaten und Maschinen. . . . Die phantasiereichen Reflexionen wurden abwechselnd von den Gesellen und neun phantastisch gekleideten Damen, welche ab und zugingen, gesprochen. Der Zapfen wurde ausgestoßen, und das Metall floß nach rechter Weise; vorher aber wurde ein frommer Spruch gebetet, welchen eine Harmonie von Blasinstrumenten begleitete. . . . Die Form war glücklich gefüllt, und jeder that sich im Hintergrunde gütlich, von einer heitern Musik accompagniret. Als am Ende das Gebäude zerbrochen wurde, und die Glocke wirklich auferstund, eilte man herbei, sie mit Blumen zu schmücken und mit Guirlanden zu binden, und nachdem sie eine bestimmte Höhe erreicht hatte, trat Madame Becker (welche uns zuvor als Maria Stuart entzückte) unter die Glocke, von da aufs Proscenium und sprach den von Goethe verfaßten Epilog. . . . Nach den letzten Worten

der Rednerin ertönte eine kurze (man behauptet, von Zelter komponirte*) Trauermusik, bei deren letzten Takten der Vorhang langsam niederrollte." Goethe selbst hat in dem Aufsatz „Zu Schillers und Ifflands Andenken" unter dem 10. Mai 1815, dem Tage der dritten Darstellung auf der Weimarer Bühne, diese geschildert (Weim. Ausg. 40, 120), wie sie „nach der schon früher beliebten Einrichtung" bewirkt war. „Die ernste Werkstatt, der glühende Ofen, die Rinne, worin der feurige Bach herabrollt, das Verschwinden desselben in die Form, das Aufdecken von dieser, das Hervorziehen der Glocke, welche sogleich mit Kränzen, die durch alle Hände laufen, geschmückt erscheint, das alles zusammen gibt dem Auge eine angenehme Unterhaltung. Die Glocke schwebt so hoch, daß die Muse anständig unter ihr hervortreten kann, worauf dann der bekannte Epilog vorgetragen und dadurch auch dieser Vorstellung zu dem ewig werthen Verfasser eine unmittelbare Beziehung gegeben ward. . . . Madame Wolff recitirte diese Schlußrede zur allgemeinsten Bewunderung." Amalie Wolff, Pius Alexanders Gattin, früher Madame Becker-Malcolmi, hat erzählt (wie u. A. Bernhard Rudolf Abeken in seinen Erinnerungen berichtet), mit Thränen in den Augen habe Goethe sie, als sie den Epilog bei ihm einübte, beim Arm ergriffen und mit den Worten: „Ich kann, ich kann den Menschen nicht vergessen!" unterbrochen.

V.

Der Lauchstädter Epilog, in dem Wortlaut, wie er am Abend des 10. August zuerst gesprochen und am 19. wiederholt worden, wie er dann zu Weimar am 10. Mai 1806 erklungen ist, liegt uns in des Dichters Handschrift vor. Zehn Octavblättchen**), einige etwas mehr gebräunt, als sie unsre Nachbildung erscheinen läßt, und an den Rändern ein wenig abgestoßen. Diese zehn Blättchen und die zehn Quartblätter, auf denen die Niederschriften zu „Schillers Todtenfeyer" erhalten sind (nebst dem Umschlag) sind aus Bogen von ein und demselben Papier geschnitten. Die Bogen haben im vorderen Blatte das gleiche Wasserzeichen***) und auf dem zweiten den Namen des Bezugsortes: HALLE, ein einwandfreies Kennzeichen. Wer es mit Handschriften zu

*) Ein Irrtum. Zelter hat die Aufforderung Goethes, wegen seines Aufbruchs von Berlin, verspätet erhalten; erst am 20. August konnte er sich dazu anschicken, ihr nachzukommen. An Goethe, Berlin, 25. August — 8. September 1805.

**) Das schmalere, auf welchem Titel und Motto von Riemer, Goethes Secretär, geschrieben stehen, gröberes, graues Papier, ist in späterer Zeit (1808) zugelegt.

***) Wappen mit Krone, in den Ecken Nelkenblumen.

thun hat, darf das Kleine nicht mißachten; und wer es recht beachtet, wird öfters etwas, das ins Innere führt, entdecken.

Die Stanzen sind, jede als ein Kunstgebäude für sich, ausgebildet; bei der Zusammenfügung zum Ganzen sind an einzelnen Stellen die Übergänge und Bindeworte geändert worden (5, 6, 6a = 7.). Das Schriftbild zeigt nicht den gleichen Charakter: zarter, penibler, mit geringerem Druck sind die Strophen 4. 5. 6. 10., derber, mit breiterer Feder 1. 2. 3. 8. hingeschrieben; 7 stellt sich zu 9. Hie und da sind die Satzzeichen kräftig nachgetragen, einmal, in Str. 10 Z. 1 (das strenge Wort) ein offen gelassener Raum später ausgefüllt. Die drei ersten Strophen erscheinen als Reinschrift, in den übrigen sind hie und da Änderungen vorgenommen, theils bei einem letzten prüfenden Übergehen — so 6a = 7 Z. 1. 2, wo die Correctur zuerst mit dem Stift gemacht, dann mit Tinte nachgezogen ist — theils aber auch bereits im Zuge der ersten Niederschrift, so daß wir den Ausdruck sich noch gestalten sehen. So hebt sich in Str. 4 Z. 3. 4 Sinn und Rede durch Änderung eines Wortes. Denn zuerst lauteten die Worte:

Er mochte sich bey uns, im sichern Port,
Nach wildem Sturm des Lebens ger[n] gewöhnen.

Nur bis ger ist der erste Ansatz gelangt. Und ein gleiches Einhalten gewahren wir Str. 8 Z. 7:

Wir haben das in Le[iden] . . . .

wo mitten im Worte die Feder stockt, da der zuerst gewählte Ausdruck beim Hinblick auf Z. 6 = zurücktreten mußte.

Der Epilog ist, wie sich denken läßt, nicht auf ein Mal niedergeschrieben. Die ersten Strophen hat Goethe ganz, von einigen andern das für die Form Maßgebliche, einzelne Zeilen also oder auch nur Stichworte in seine Brieftafel, wie er pflegte, eingetragen und die Ausführung, wie wir sie vor uns sehen, ein paar auserwählten Stunden überlassen.

Die wichtigste Beobachtung aber, die uns die Handschrift gestattet, heftet sich an die Zahlzeichen. Es sind die Ziffern 6a und 7 und die Neubezifferung der beiden Strophen mit 7 und 8. Nichts anderes kann diese bedeuten, als daß die zuerst mit 6a bezeichnete Strophe eingefügt ist, als die folgende schon fest stand, daß sie demnach in die erste Conception nicht einbegriffen war. Daß die äußerliche Bindung und Anknüpfung nicht glatt von statten gegangen ist, zeigt uns der Augenschein. Zuerst waren Z. 1. 2 so geformt:

Und so geübt, erquickt und vollgehaltig
Hat er doch dies Gerüste nicht verschmäht;

und von vorn herein ist es nicht sicher gewesen, wie sich dies und die nächste Folge an die sechste Strophe angliedern möchte. Deutlicher wird sich das in einem weiteren Zusammenhange darstellen, und so wenden wir uns wieder allgemeineren Betrachtungen zu.

Der Epilog, wie er in seiner ursprünglichen Gestalt uns vorliegt, wie er in Lauchstädt am 10. und bei der Wiederholung am 19. (voran der „Parasit"!), sodann von der Weimarer Bühne (erst am 10. Mai des folgenden Jahres) gesprochen ist und, genau nach des Dichters Anordnung in dem Maria Paulowna gewidmeten „Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1806" gedruckt steht*), bietet den reinen und vollen Genuß eines in sich geschlossenen Kunstwerks, das, von einem Zweck zusammengehalten, um einen Mittelpunkt sich bewegend, nach ihm von allen Punkten des Umfangs gravitirt. Das ist sein unbestreitbarer Vorzug vor dem zu dreizehn Strophen angewachsenen, den wir jetzt in Goethes Gedichten lesen. Die Glocke, in das Reich des Klanges erhoben, wird zum Sinnbild von Schillers Dichtung. Die Muse (vergleichbar der Gestalt der „Poesie" im „anderen Gedicht"), unter ihr hervorschreitend, ruft dem Meister und Freunde das Vale der Künstler- und Kunstgemeinde nach, in deren Mitte er gelebt hat. Sie schildert sein Dasein und seine Wirkungen, und der Gipfel dieser Schilderung könnte (mit Goethischem Ausdruck) benannt werden: Schillers Lebens- und „Sittentag". Morgen und Abend, Nacht und Tag in ihrem Wechsel, und nun er selber, wie er in diesen Wechsel bald verflochten, bald wirkend über ihn erhaben ist, wird dargestellt, und das Urbild, das allem zu Grunde liegt, ist so lebendig, daß es auch ins höchste Sittliche sich überträgt: „daß der Tag dem Edeln komme". Man könnte glauben, die Muse trete hervor aus einem antiken Tempel, in dessen Giebelfeld links und rechts die beiden Gottheiten des Lichts dargestellt sind, ja Schiller selbst als Phosphorus-Lichtbringer — ein vollkommenes Kunstgebilde. Sein schauendes Sinnen, sein Bilden und Dichten ganz in der eigenständigen Art seiner Persönlichkeit, in dem Individuellen seines Menschenthums erfaßt, als Einheit, als Lichtquelle — noch einmal mit Goethe zu sprechen — „dreifacher Strahlen, die aus Einem

*) Eingeleitet durch die drei letzten Zeilen des Glocken-Liedes. Die Besonderheiten des Textes sind durchweg keine Verbesserungen. Strophe 1 sind sämtliche Prädicate in das Präsens verwandelt. Das erklärt sich wohl daraus, daß Goethes Copist das undeutliche ward in Zeile 8 in wird verschrieben, worauf dann Goethe selbst (der das Collationiren der Vorlage sich fast stets erließ), in der Hast die Druckvorlage von rückwärts verschlimmbessert hat. Auch die „hehre Gartenzinne" Str. 5, 1 gewinnt nicht beim Vergleich mit der Handschrift und hart ist „manch sein tiefes Werk" Str. 7, 5. Hat etwa gar ein Unberufener seine Hand als „Corrector" im Spiel gehabt? Als Herausgeber sind auf dem Titelblättchen des Taschenbuchs genannt „Huber, Pfeffel, Lafontaine u. A." Eine Correctur hat Goethe keinesfalls aus der Tübinger Druckerei erhalten.

Punkte dringen". Nicht der Dichter, der Historiker, der Philosoph für sich, nein, der „wunderliche große Mensch", der Alles in Einem, und in dem Alles Eins ist. Nur Eine Ausnahme macht die Muse, und zwar weil sie die Vertreterin und Wortführerin Einer örtlich bestimmten Kunstfamilie ist, zu welcher mit zu gehören Schiller sich nicht zu hoch geachtet hat. „Er war unser!" So verstehen wir, weshalb Goethe, im Begriffe, das feste goldene Band um ihre Rede zu legen, es noch einmal gelockert und vor der siebenten Strophe, die schon engen Anschluß an die sechste gewonnen hatte, ein Mittelglied (6a) einfügte. Die Forderung des Gemüths ist hier von der Kunstforderung nicht zu trennen. Es galt, dem Dichter der Weimar-Lauchstädter Bühne („Hier schildert' er das Schicksal" . . .) aus dem Herzen seiner Kunstverwandten heraus eine Huldigung zu bereiten. Darum hat Schiller als Schöpfer seiner Dramen diese Stanze besonders erhalten, während von Haus aus die folgende Stanze (8 aus 7) dazu ersehen war, mit ihrer ersten Hälfte den dramatischen Historiker und den historischen Dramatiker in gedrängter Darstellung zu schildern, wie er, ganz eigentlich zu reden, seine Schöpfungen errungen hat.

Lehrreich ist es, an dieser Stelle zu beobachten, wie selbst Goethe nun, sachlicher Vollständigkeit zu Liebe, die Kunstgestalt einmal preisgegeben hat. Als er nach fünf Jahren für den 9. Mai wiederum eine Gedächtnißfeier vorbereitete, schien es ihm angebracht, dem Epilog einige frische Stücke ein- und anzufügen. Er glaubte zu dem Bilde „Schiller als Dramatiker" ein entsprechend großes, eigens gerahmtes Seitenstück geben zu müssen und legte dies, nein, zwängte dies ein in die fünfte Strophe zwischen die drei ersten Zeilenpaare und das letzte. So hat er sein herrliches Naturbild — stern- und mondhelle Nacht, Sonnenaufgang — selbst zerstört, und als ob er das Schmerzende dieser Operation noch zuletzt gefühlt hätte, das abgetrennte Glied, die zwei der fünften Strophe nothwendig zugehörenden Schlußzeilen mit einem Strich (mehr Trennungs- als Gedankenstrich) an ihrer jetzigen Stelle markirt. Von dem eingelegten „historischen" Schilde aber möchte ich nicht behaupten, daß es den erfahrnen Bilder lobe; Erzwungenes und allzuhoch Hinaufgetriebenes in diesen acht Zeilen verräth uns, daß dem Dichter nicht wohl zu Muthe gewesen ist, als er das machte. Bei demselben Anlaß ist dem Lauchstädter Epilog auch sein edelmenschlicher Schluß hart abgestoßen worden. Die Muse wendet sich, als Wortführerin zugleich des bescheidenen Landes, das dem Vollendeten zur Heimath geworden ist, zuletzt an das Vaterland, jenes ideelle Alldeutschland, dem, immer bewußter, Schiller seine „hohe Gabe" geweiht hat, und ruft es auf, die Sorge für die Häupter seiner Lieben zu übernehmen, denen seine letzten Wünsche gegolten haben. Wer könnte diesen Aufruf auch heute noch ohne Rührung vernehmen!

Wer fühlt nicht, daß in dieser Verknüpfung des „theuersten der Bande" mit dem innigst-zartesten die Muse ihr höchstes und letztes Wort aussprechen will? Und dieses Finale ersetzte Goethe, um sich den Übergang zu einer neuen Strophe (nunmehr der zwölften) zu schaffen, mit den Zeilen:

Und was an ihm die Mitwelt sonst getadelt,
Es hat's der Tod, es hat's die Zeit geadelt.

Und wiederum nach fünf Jahren, zum Behuf jener Aufführung vom 10. Mai 1815, ist die „dreizehnte" herangebaut worden. Niemand wird behaupten, daß sie, wie sie anhebt:

So bleibt er uns, der vor so manchen Jahren —
Schon zehne sind's — von uns sich weggekehrt!

in den Ton des Epilogs vom August 1805 einklinge. „Revidirt und mit verändertem Schlusse vorgetragen", nennt Goethe jetzt den alten Epilog. Um dem philologischen Gewissen zu genügen, muß ich berichten, daß er Anno 1815 noch ein anderes Verspaar gezimmert hat; es war für die elfte (1805 zehnte) Strophe bestimmt, die somit schließen sollte:

Doch bald erblicket sein verklärtes Wesen
Sich hier verklärt, wenn es hernieder schaut:
Denn langsam nur, in irdischen Bezirken,
Kann Geist und Sinn in's Allgemeine wirken.

Es hätte — hier muß noch ein Mal dem Gewissen sein Recht werden — dem Epilog sicherlich nicht geschadet, wenn er immer auf dem alten Fuße geblieben wäre, nie eine Bereicherung erlitten hätte. Vollendetes sollte nie ‚revidirt' werden. Und gölte mein Rath etwas, so müßte zur Hundertjahresfeier von Schillers Hinscheiden der Epilog nur so gesprochen werden, wie ihn das erste Publicum gehört hat.

Man kann einer edeln Dichtung, menschlich gesprochen — denn Gedichte sind Individuen gleich — kein größeres Leid anthun, als sie mit einem s. g. fortlaufenden Commentar zu versehen. Aber es ist kein Raub an ihrer Schönheit, wenn man mit einzelnen Winken zu näherer Betrachtung anregt. Nur dies wollen die folgenden Bemerkungen versuchen, die sich auf den Epilog in seiner ersten Gestalt beschränken.

Die Muse, wie gesagt, ist nicht eine aus der Neunzahl, sondern jene Götterbotin, die wir aus „Hans Sachsens poetischer Sendung" kennen: „die Muse, heilig anzuschauen", und aus „Künstlers Apotheose". Jene, von welcher der römische Dichter singt: Dignum laude virum Musa vetat mori, Coelo Musa beat — und der Schiller sich ergeben hat:

du, himmlische Muse,
Trägst, die dich lieben, die du liebst, in Mnemosynens Schooß.

Strophe 2. Von dem schreckhaften mitternächtigen Läuten, das die Vorahnung des großen Verlustes hervorgerufen habe, erzählt Goethe in den Tag- und Jahresheften: es war das „Stürmen“ vom Thurm bei zwei Bränden, welche bald nach einander ausbrachen: Goethe, jedesmal persönlich bedroht, fühlte sich dadurch, bei seiner gefährlichen Krankheit, auch körperlich erschüttert.

Strophe 3. 5. Unter die „Lebensplane“ sind sicherlich die Pläne der Dichtungen mit, vielleicht an erster Stelle einzuschließen, an welche Schiller „das Leben selbst wendete“. Goethe erzählt uns von jenen „Berathungen, wie Schiller sie in schlaflosen Nächten, dann aber auch an heitern Abenden mit Freunden liberal und umständlich anzustellen pflegte. Hätte jene Berathungen ein Geschwindschreiber aufbewahrt, so würde man ein merkwürdiges Beispiel productiver Kritik besitzen“. Sie fanden öfters in seinem Jenaer Garten statt, und Goethe hat in großer Ergriffenheit, als er diesen mit Eckermann besuchte, sich ihrer erinnert. Um solche Unterhaltung, dem Tode zum Trutz (wie er sagt) fortzusetzen, hatte er ja den Demetrius vollenden wollen. Dieser, auf allen Theatern dargestellt, „wäre die herrlichste Todtenfeier gewesen“. „Sein Verlust schien mir ersetzt, indem ich sein Dasein fortsetzte. Ich hätte ihm und unserm Zusammensein (so) das erfreulichste Monument stiften können.“ Das Bild des Gartens mit der „hohen Gartenzinne“ hat Goethe gezeichnet im Frühjahr 1810, bei seinem längeren Aufenthalte in Jena, wohl in denselben Apriltagen (22. 23.) wo er „früh an den Stanzen“ (den Zuthaten zum Epilog) arbeitete; oder schon im März, nach Carl Rulands Annahme (26. 27.), Schriften der Goethe-Gesellschaft (5, Seite 4); die Zeichnung Goethes ist daselbst als Nr. 13 reproducirt. In der zugehörigen Erläuterung Goethes schlicht-schönes Wort: „das Eckgebäude errichtete Schiller als ein einsames Arbeitszimmer und hat darin die köstlichsten Werke zu Stande gebracht“. Sieben Jahr später, am 24. März 1817, richtet Goethe von Jena aus an den Minister Voigt ein Schreiben, um die Erhaltung dieser Erinnerungsstätte zu erwirken. Ich rückte es gern im vollen Wortlaut ein; man findet es vollständig jetzt in der Weimarischen Ausgabe, Abth. IV, 28, 34. „Fremde wallfahrten häufig hierher, und meine Absicht ist den hergestellten Raum nicht leer zu lassen, sondern des trefflichen Freundes Büste daselbst aufzustellen, an den Wänden in Glas und Rahmen ein bedeutendes Blatt seiner eigenen Handschrift, nicht weniger eine kalligraphische Tafel, meinen Epilog zur Glocke enthaltend.“ Nach dem Gutachten des Sachverständigen war es leider schon damals nicht mehr möglich den Bau zu erhalten, und so blieb es dem Dichter versagt, „diese Freundespflicht zu beobachten“. Hier also vernahm Schiller das Wort der Sterne; „der Deutsche verkehrt mit dem Geist der Welten“ hat er gesagt, und Er durfte es

sagen. Hier „verwechselt er die Zeiten“. So wie er an Goethe einmal schreibt: „daß ich aus Nacht Tag und aus Tag Nacht machen mußte“. Aber er hat das früh schon auch freiwillig gethan, und am Fiesco dichtend in Mannheim die Fensterläden geschlossen, die Lampe angezündet, und sich künstlich Tagesnacht geschaffen. Die Nacht war seine Freundin, und der Mond oft auch seine Sonne.

Schließlich „das dunkle Buch“ (Str. 8) und „das strenge Wort“ (Str. 10). Um jenes zu erklären habe ich auf das Motto hingewiesen, das Goethe seinen Sammlungen über Italien (1795—96) voranstellt, einen Satz aus einem dem Hippokrates zugeschriebenen Büchlein: ex manifestis obscura considerare. Der wahre Forscher gewinnt mit Hülfe äußerer Zeichen eine Vorstellung von dem Sinne der Vorgänge und von dem „Genius“ der Länder und Völker. Und das „strenge Wort“ — man könnte ja an jenes denken, das wir, wie sein „düstres Reimwort“ im „Faust“ gegen Ende vernehmen, wie ja die Volkssprache beide paart; aber es ist doch wohl nicht ein einzelnes Wort gemeint, sondern jenes, das auch Goethe früh in sein Lebensbuch eingetragen hat und das in so mannigfacher Gestalt aus seinen Dichtungen uns entgegen tönt:

— — — auch du bist — —
Unter das strenge Gesetz ehrner Gewalten gebeugt.

Wir denken an die „strengen Schlüsse“, als deren Vollstrecker Thanatos erscheint.

Von der „andern“, größeren Todtenfeier, die, wie der Demetriusplan Goethes, unvollendet geblieben ist, von jener Dichtung, in der Goethe dem Freunde „den Katafalk aufzurichten gedachte“, leuchtet es zu unserm Epilog hinüber. Denn der Gemüthsgehalt beider Dichtungen ist der gleiche, und so müssen auch Sinn und Bild sich, theilweise wenigstens, decken. Vergleichbar ist schon der Eingang: auch bei der Dramatisirung der Glocke hat Goethe sein Augenmerk darauf gerichtet, alle Geschlechter und Alter auf die Bühne zu bringen. Und so wieder erscheinen in dem freudigen Gewühl des größeren Stücks „Arbeiter aus der Glocke“. Von den „durchgewachten Nächten“ singen die studirenden Jünglinge. Und vollends das Charakterbild des hohen Mannes selbst. Der Rege! Mit göttlicher Sicherheit über die Fluth des Lebens dahinwandelnd reicht er die Hand dem Freunde, der im „Realen“ (dem „Gemeinen“) zu versinken fürchtet. Goethe hat zwei Mal, um Schillers innerstes Wesen zu enthüllen, ihn mit Jesus verglichen.

Von anderer Seite aber fällt ein Licht in die hohe Halle unserer Dichtung, wenn wir beachten, in welche Umgebung Goethe sie bei Sammlung seiner Werke gebracht hat. Der Epilog, noch in seiner reinen unvermehrten Gestalt, erscheint zuerst im achten Bande

der ersten Cotta'schen Ausgabe (Tübingen 1808). Faust (Erster Theil) eröffnet und nimmt zwei Drittel des Raumes ein. Dann, zum Contrast, allerlei lustiges Gesindel: Puppenspiel u. s. w. Als Schluß-Chorus aber: Hans Sachs. Miedings Tod. Künstlers Apotheose. Nun der Epilog. Und dann — die Geheimnisse, Goethes erste Dichtung in Stanzen. Darin, aus dem Munde des ritterlichen Greises die Worte:

> Denn ach, der Mann, der alle hier verbündet,
> Den wir als Vater, Freund und Führer kennen,
> Der Licht und Muth dem Leben angezündet,
> In wenig Zeit wird er sich von uns trennen . . . .

So erklingen uns im Innern die Töne der Symphonie, die Goethes große Dichtung einleiten sollte, und auch ihre Schluß-Chöre. Vom „Heitren" ins „Dunckle" und wieder zum Heitern hinauf.

* * *

Goethe hat daran festgehalten, Schillers Todestag zu feiern. Er hat nach der dritten Feier an eine jährliche Wiederholung gedacht.

Zwei Werde-Tage hat der Mensch. Den ersten, wenn sein Genius die Fackel hebt, den zweiten, wenn er sie senkt. Die Hellenen ehrten das Gedächtniß beider Tage mit Opfer und Weihespende. Sie hatten dafür verwandte Namen: Genethlia und Genesia. Goethe mag das von seinem Freunde, dem Kenner der antiken Welt, vernommen haben. Nicht „als Ende" erschien ihnen der letzte Tag. Sogleich zündet der Genius die Fackel leuchtender an. Ein „verklärtes Wesen", lebt der Abgeschiedene weiter. In solchen Gedanken begehen auch wir Schillers Verklärungstag und lassen Ihn auferstehen in unserm Herzen.

Im Druck beendet am 11. IV.




Weimar. — Hof-Buchdruckerei.

SCHILLERFEIER

DER

UNIVERSITÄT

AM 9. MAI 1905, VORMITTAGS 11 UHR

IN DER

WANDELHALLE.





Zum
100. Todestage Friedrich Schillers.

Komponiert von **Heinrich Zoellner.**

Hundert Jahre sind entschwunden,
Seit das Schöne im Tod verging,
Seit das Vollkommne gestorben;
Aber weil es sich Ruhm erworben
Und der Ewigkeit Kranz empfing,
Hat es das Leben gefunden.

In die Seelen von Millionen
Senkt sich des Werdens wachsender Keim,
Der sich zur Blüte entfaltet,
Daß sich Gemeines zum Schönen gestaltet,
Daß die Töne, beschwingend den Reim,
Klingen, wo Deutsche wohnen.

Lauschet in Andacht Schillers Weisen,
Labet die Herzen aus seinem Quell,
Der uns ein Bronnen des Lebens.
Nimmer wahrlich, nimmer vergebens
Suchet Ihr dann, was erquickend und hell.
Laßt uns den Herrlichen preisen!

K. Kuhn.



Festrede des Herrn Professor Dr. Köster.

Hymne zur Schillerfeier.

Komponiert von **Josef Reiter.**

1.

Schwellender Hochgesang
Rausche im Feierklang
Heute weithin!
So wie die Ströme ziehn,
Schwellender Hochgesang
Brause im Feierklang,
Töne posaunengleich
Über das ganze Reich.

2.

Wecke zu hohem Schwung
Andacht, Begeisterung,
Tönend ringsum!
Rufe zum Heiligtum
Reinster Begeisterung
Andacht und Seelenschwung —
Rufe zu Schiller hin
Mächtig der Menschen Sinn!

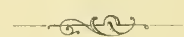
3.

Wecke in uns'rer Zeit
Wieder Erhabenheit,
Edles Gefühl!
Im Kampf- und Marktgewühl
Uns'rer verworr'nen Zeit
Wecke Erhabenheit,
Die mit des Dichters Wort
Lebe auf Erden fort!

4.

Aufwärts, nicht niederwärts
Weist uns sein Bild aus Erz,
Festlich bekränzt.
Ewig von Ruhm umglänzt,
Greift dieses Bild aus Erz
An jedes deutsche Herz,
Und über Schillers Tod
Flammt es wie Morgenrot!

Ferd. von Saar.



Leipzig. A. Edelmann, Universitätsbuchdrucker.

Das deutsche Bildungsbedürfnis ist auf Abwegen!

„Schriften, deren Wert in den Resultaten des Verstandes liegt, sind schon nach einem Menschenalter, wenn der Verstand gegen diese Resultate gleichgültiger wird oder auf leichterem Wege dazu gelangt, veraltet. Schriften aber, in denen sich ein Individuum lebend abdrückt, werden nie entbehrlich, denn sie enthalten in sich ein unvertilgbares Lebensprinzip, eben weil jedes Individuum einzig und mithin auch unersetzlich ist."

So äußert sich Schiller in einem Brief an Fichte. Was tun aber die Deutschen von heute, um eine lebendige Persönlichkeit auf sich wirken zu lassen? Sie lesen Bücher *über* dieselbe. Denn die Bildungsfrönerei schreibt vor, *über* etwas informiert zu sein, und man beladet sich ihr zuliebe mit totem Wissen. Man sucht nicht selbständig nach dem, was die eigene Seele je nach ihrer Veranlagung zur Nahrung braucht. Man traut sich ja auch keine persönliche Stellung zu irgend einer Lebenserscheinung zu, falls sich nicht in einer Zeitung oder Zeitschrift eine „Autorität" darüber ausgesprochen hat, deren Ansicht man meistens je nach dem Grad der Tagesberühmtheit annimmt.

Wird das Schillerjubiläum der erste Anlaß werden, aus der einseitigen Verstandeskultur von heute loszukommen, damit wir den „schöpferischen" Menschen wieder auf uns wirken lassen und dadurch in unserer eigenen Sphäre Schöpfer werden? Damit wir nicht mehr über einseitiger Ausbildung des Intellektes uns selbst versäumen? Denn wie Schiller sagt „durch Verbreiterung der Wissensfläche „*ergreifen*" wir zwar immer mehr, doch hängt das „*Begreifen*" von der „Kraft und Tiefe der Persönlichkeit" und von der „Freiheit ihrer Vernunft" ab.

Es geht daher meine Verlagstätigkeit bei der deutschen Schillerfeier in den nachfolgend angezeigten Büchern darauf aus, die Persönlichkeit Schillers in eigenen Worten wirken zu lassen und ihn hauptsächlich da zu zeigen, wo er unersetzlich ist, nämlich als *Führer zu einer ästhetischen und sittlichen Kultur.* Aber Schiller stand nicht allein in seiner Zeit, deren Ideale die universale Bildung, die durch Wissenschaft und Philosophie erkämpfte persönlich selbständige Weltanschauung, die innere geistige Freiheit waren. Diesen Mitkämpfern will die Buchserie „Erzieher zu deutscher Bildung" wieder zu lebendiger Wirkung verhelfen.

Eugen Diederichs
Buchhändler zu Jena



Erzieher zu deutſcher Bildung

Herder, Johann Gottfried. Ideen. (Bd. I) Herausgegeben von Dr. Friedrich von der Leyen.

Schlegel, Friedrich. Fragmente. (Bd. II) Herausgegeben von Dr. Friedrich von der Leyen.

Fichte, Johann Gottlieb. Ein Evangelium der Freiheit. (Bd. III) Herausgegeben von Dr. Max Rieß.

Schiller, Friedrich. Äſthetiſche Erziehung. (Bd. IV) Herausgegeben von Alexander Freiherr von Gleichen-Rußwurm.

Jeder Band mit Einführung und Porträt in Lichtdruck
Preis Bd. I, II, IV br. à 2 M., in Lwd. geb. à 3 M., in engl. Ganzleder geb. à 3.50 M.
" " III " 3 M., " " " 4 M., " " " " 4.50 M.
Numerierte Liebhaberausgabe auf Bütten in Ganzpergament geb. nur à 6 M.

In Vorbereitung ſind:
Joh. Georg Hamann. Joh. Heinrich Peſtalozzi. J. Joachim Winckelmann. F. W. Schelling. Friedrich Schleiermacher. Joh. Joſeph Görres. Ph. Otto Runge. Jakob Grimm.

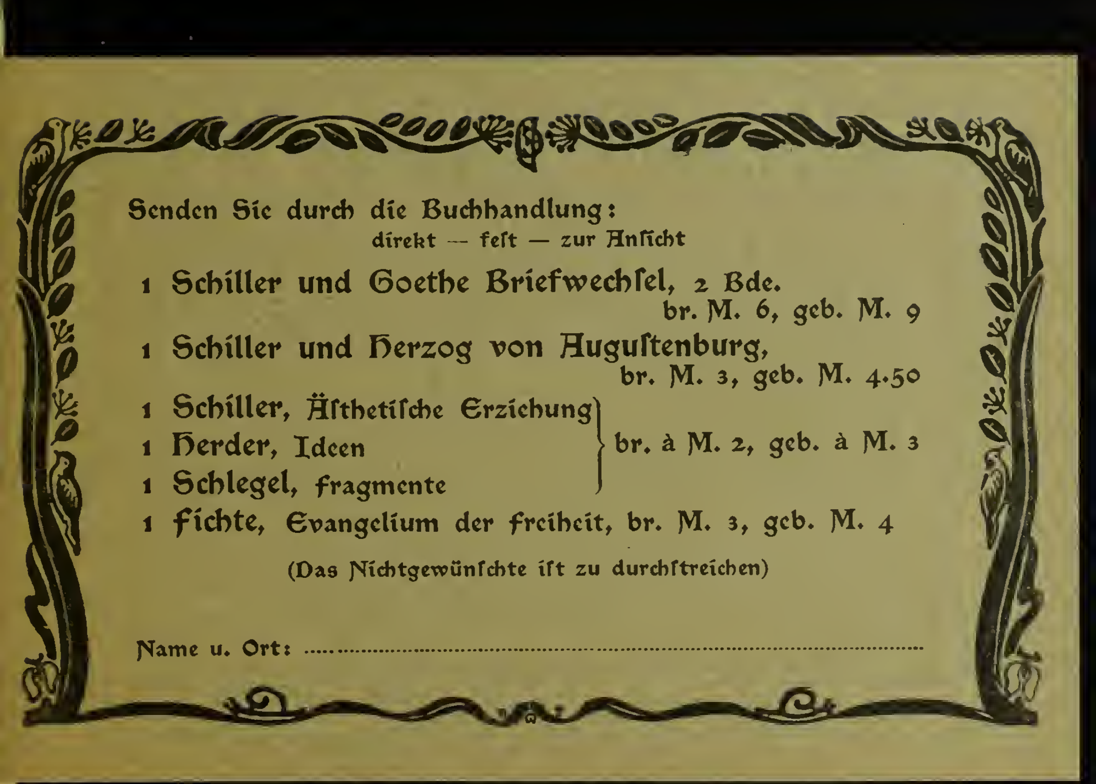
Die Anlage iſt ſo, daß unter Vermeidung jedes philologiſchen Beiwerkes eine knappe Auswahl der bezeichnendſten und bedeutendſten Schriften und Ausſprüche gegeben wird, ſo daß der Denker ſelbſt zu uns ſpricht. Eine auf das Mitſchwingen der inneren Welt des Leſers geſtimmte Einleitung geht jedem Band voraus. Aber man überſehe nicht: dieſe ſubjektiv gefaßten Ausgaben wollen nicht das ausführliche Studium der Werke erſetzen, ſondern zu ihnen hinführen.

Mit Einführung von Houſton Stewart Chamberlain

Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe 1794—1805. 2 Bände
Preis broſchiert M. 6.—, in Ganzleder gebunden M. 9.—
Die Einführung Chamberlains zu dem Buch, das Schiller am reichſten in ſeiner Menſchlichkeit zeigt, würdigt ſeine Perſönlichkeit durch ihre Wirkung auf Goethe.

Schiller und der Herzog von Auguſtenburg in Briefen. Herausgegeben von Dr. Hans Schulz. Mit einem Bildnis. Broſch. M. 3.—, in Halbfranz gebunden M. 4.50, Liebhaberausgabe in Pergament gebunden M. 20.—

Ein unmittelbares Lebensbild Schillers in ſeinem Verkehr mit dem Fürſten, der bekanntlich Schiller durch jährliche Subventionen vor dem Hungertode rettete. An jenen ſchrieb er als Dank ſeine bekannten „Briefe zur äſthetiſchen Erziehung", die hier in ihrer urſprünglichen Form und zugleich mit den Antworten des Herzogs vorliegen.



Senden Sie durch die Buchhandlung:

direkt — fest — zur Ansicht

1 Schiller und Goethe Briefwechsel, 2 Bde. br. M. 6, geb. M. 9

1 Schiller und Herzog von Augustenburg, br. M. 3, geb. M. 4.50

1 Schiller, Ästhetische Erziehung
1 Herder, Ideen
1 Schlegel, Fragmente
} br. à M. 2, geb. à M. 3

1 Fichte, Evangelium der Freiheit, br. M. 3, geb. M. 4

(Das Nichtgewünschte ist zu durchstreichen)

Name u. Ort: ....



Bücherzettel

Nur eine
3 Pf. Marke

An

den Verlag Eugen Diederichs

Jena in Thüringen

Urteile von Universitätsprofessoren über die Buchserie „Erzieher zu deutscher Bildung"

Ihre Erzieher scheinen mir in der Tat der wärmsten Empfehlung eines jeden, dem unsere Kultur am Herzen liegt, wert. Ob sie einem „vorhandenen Bedürfnis entgegenkommen", wage ich nicht zu entscheiden. Das Wichtigere aber scheint mir, daß sie das Bedürfnis wecken, das sie befriedigen sollen. Sie könnten vor allem nach einer Richtung hin Wichtiges leisten: nämlich kurz gesagt, den Bestand der bei uns als „Klassiker" funktionierenden Geistesheroen vermehren. Ein Klassiker ist doch wohl ein Schöpfer, der auf die ganze Breite des Volkslebens wirkt, oder wirken kann, ohne doch trivial zu sein. Es gibt genug Herrliches und Tiefes, das aber den Massen verschlossen ist, und es gibt vieles, was diese beeinflußt — aber es ist banal und oberflächlich. Erst wo jene beiden Werte sich treffen, entsteht der besondere Wert des „klassischen". Nun scheint es mir, als wenn wir in Deutschland nicht genug Klassiker haben, d. h. daß der als klassisch anerkannte Bestand unseres Lesestoffes im Verhältnis zu dessen übrigen Bestandteilen ein zu geringes Quantum darstellte. Tatsächlich indes gibt es insbesondere in dem halben Jahrhundert, das etwa um das Jahr 1800 zentriert, eine relativ große Anzahl von Autoren, die sozusagen potentielle Klassiker sind, aber noch nicht als solche wirken, sei es, weil die klassischen Teile ihrer Leistung unter andersgearteten versteckt sind, sei es durch zufällige Ungunst der Geschichte. Durch Erschließung und Verbreitung solcher wird Ihr Unternehmen, wenn ich es recht verstehe, das „klassische" Segment unseres Bildungskreises vergrößern und damit die eigentliche Substanz unserer Kultur breiter und fester gestalten helfen.

Prof. Georg Simmel-Berlin

Ich bin nicht ohne Bedenken gewesen gegen diese Fragmente aus Fragmenten. Aber beim Durchblättern des Schlegelheftes habe ich mich bekehrt. Des dauernd Lebendigen, das in diesen mir wohl bekannten Bänden steckt, bin ich mir erst recht bewußt geworden, als ich alle diese Kostbarkeiten, von kundiger Hand ausgelesen und geordnet, vor mir ausgebreitet sah. Da ich in meiner Vorlesung das Verhältnis zwischen der Antike und der Romantik zu besprechen hatte, nahm ich Gelegenheit, meine Hörer auf Ihr Schlegelheft hinzuweisen, und ich kann nur wünschen und hoffen, daß sich recht viele zunutze machen, was ihnen da geboten wird.

Professor O. Crusius-München

...... Sie suchen die Herder, Schlegel, Schelling, Fichte und Grimm in den Dienst des gegenwärtigen Lebens zu stellen. Wir waren vor 100 Jahren nicht so reich an Millionen baren Geldes wie heute, aber wir waren reicher an geistigen, und wenn wir über die Literatur hinaussehen, auch sehr reich an sittlichen Kräften. Geistesreichtum allein ist keine sittliche Macht. An einer Zeitenwende angekommen wie heute, wo die Nation alle ihre Kräfte zusammennehmen muß, wird es notwendig, zu den Arbeiten unserer Gegenwart auch die alten Eideshelfer aufzurufen, mit der Linie auch die Reserven alter deutscher Bildung und Gesittung mobil zu machen, damit wir in dem Kampfe bestehen.

Professor C. Neumann-Kiel

...... Aber dem Gedanken, der Ihrer neuen Sammlung zugrunde liegt, wünsche ich aufrichtig den besten und nachhaltigsten Erfolg. Statt „Erzieher" hätten Sie vielleicht besser „Führer" gesagt: jenes Prädikat scheint mir gleich bei den beiden ersten nicht ganz zuzutreffen, — oder doch nur in dem höchsten Sinne, wie jede geistige Kraft dadurch erzieht, daß sie ist, wie sie ist. An sich finde ich beide Bändchen, namentlich das Herderheft, vortrefflich gelungen: so wenig ich im Grunde sonst ausgewählten Stellen hold bin, so berechtigt ist eine solche Auswahl eben bei Herder und Schlegel, deren Größe weit mehr in Fülle, Kühnheit und prophetischem Weitblick der Gedanken als in ihrem Zusammenhange lag. Mit besonderer Spannung sehe ich dem Hamannbande entgegen, der, in die rechte Hand gelegt, tief wirken könnte. Daß es sich hier überall um lebendige Geister handelt, die wir als Freunde und Bundesgenossen brauchen wie je, darin stimme ich Ihnen unbedingt zu. Möge die verdiente segensreiche Wirkung nicht ausbleiben! ....

Professor Gustav Roethe-Berlin

Schiller ein Geistesverwandter von Ruskin

John Ruskin / Gesammelte Werke

Jeder Band ist einzeln zu haben

Die sieben Leuchter der Baukunst. (Bd. I) Brosch. M. 6.—, geb. M. 7.—

Sesam und Lilien. (Bd. II) Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—
Inhalt: Von den Schatzhäusern des Königs. Von den Gärten der Königin. Das Geheimnis des Lebens und seiner Künste.

Der Kranz von Olivenzweigen. (Bd. III) Vier Vorträge über Industrie und Krieg. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—
Inhalt: Arbeit. Handel. Krieg. Englands Zukunft.

Vorträge über Kunst. (Bd. IV) Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—
Inhalt: Kunst und Religion. Kunst und Moral. Kunst und Nützlichkeit. Linie. Licht. Farbe.

Diesem Letzten. (Bd. V) Vier Abhandlungen über die ersten Grundsätze der Volkswirtschaft. Brosch. M. 2.50, geb. M. 3.50
Inhalt: Die Wurzeln der Ehre. Die Adern des Reichtums. Qui Judicatis Terram (Ihr, die ihr auf Erden richtet). Ad Valorem (Nach Wert).

Praeterita. Selbstbiographie. (Bd. VI/VII) Übersetzt von Linna Henschke. 2 Bände. Brosch. à M. 5.—, geb. à M. 6.—

Die Steine von Venedig. Bd. (VIII/X) 3 Bde. Mit 54 Tafeln und 172 Textillustrationen. Brosch. à M. 10.—, geb. à M. 11.—

Moderne Maler. (Bd. XI/XV) Mit 88 Tafeln und 225 Textillustrationen. Bd. I/II in einem Bande. Brosch. M. 5.—, geb. M. 6.—. Bd. III/V. Brosch. à M. 10.—, geb. à M. 11.—

Ruskin hat Schiller so wenig gekannt wie Goethe, aber durch Coleridge und Carlyle waren die Gedanken unserer klassischen und romantischen Kultur nach England getragen und hatten dort Wurzel gefaßt. Zumal in Ruskins „Moderne Maler“ finden sich viele Anklänge an Schillers ästhetische Abhandlungen. Wenn Schiller sagt, alle anderen Übungen setzen dem Gemüt eine besondere Grenze, die ästhetische allein führt zum Unbegrenzten, so kehrt dieser Gedanke bei Ruskin unablässig wieder und er erweist seine Wahrheit aus der Empfindung bestimmten Naturerscheinungen gegenüber. Schiller führt die Bedeutung der ästhetischen Fähigkeit auf das Notwendige und Ewige der menschlichen Natur, auf ein Urgesetz des Geistes zurück. Und Ruskin sagt, ihre Obliegenheit fromme den höchsten Interessen und wende sich an das unsterbliche Teil im Menschen. Wenn Schiller die schöne Sinnenwelt das glücklichste Symbol nennt, wie die moralische sein soll, so ist Ruskin unerschöpflich im Auffinden dieser Symbole. Aus der transzendenten Einheit der ästhetischen und sittlichen Welt ergibt sich dann von selbst der Anspruch der ästhetischen Fähigkeit auf deren Ausbildung und Anwendung. Schillers objektivem Schönheitsprinzip, dem Recht auf eine mit Freude und Liebe genossene Schönheit entspricht Ruskins Anschauung, daß die höchste Bestimmung des Menschen sich in Bewunderung, Liebe und Freude an der Schönheit erfülle. Harmonie der sittlichen und sinnlichen Seiten des Menschen findet er im religiösen Betrachten der Natur. Schillers philosophischer Gedanke, daß das Aufwärtswachsen der Menschheit von der höheren Entwicklung des Einzelnen abhängig sei, ist auch bei Ruskin der Einschlag seiner sozialen Reformideen.

Epilog
zu Schillers Glocke.

Freude dieser Stadt bedeute,
Friede sey ihr erst Geläute!

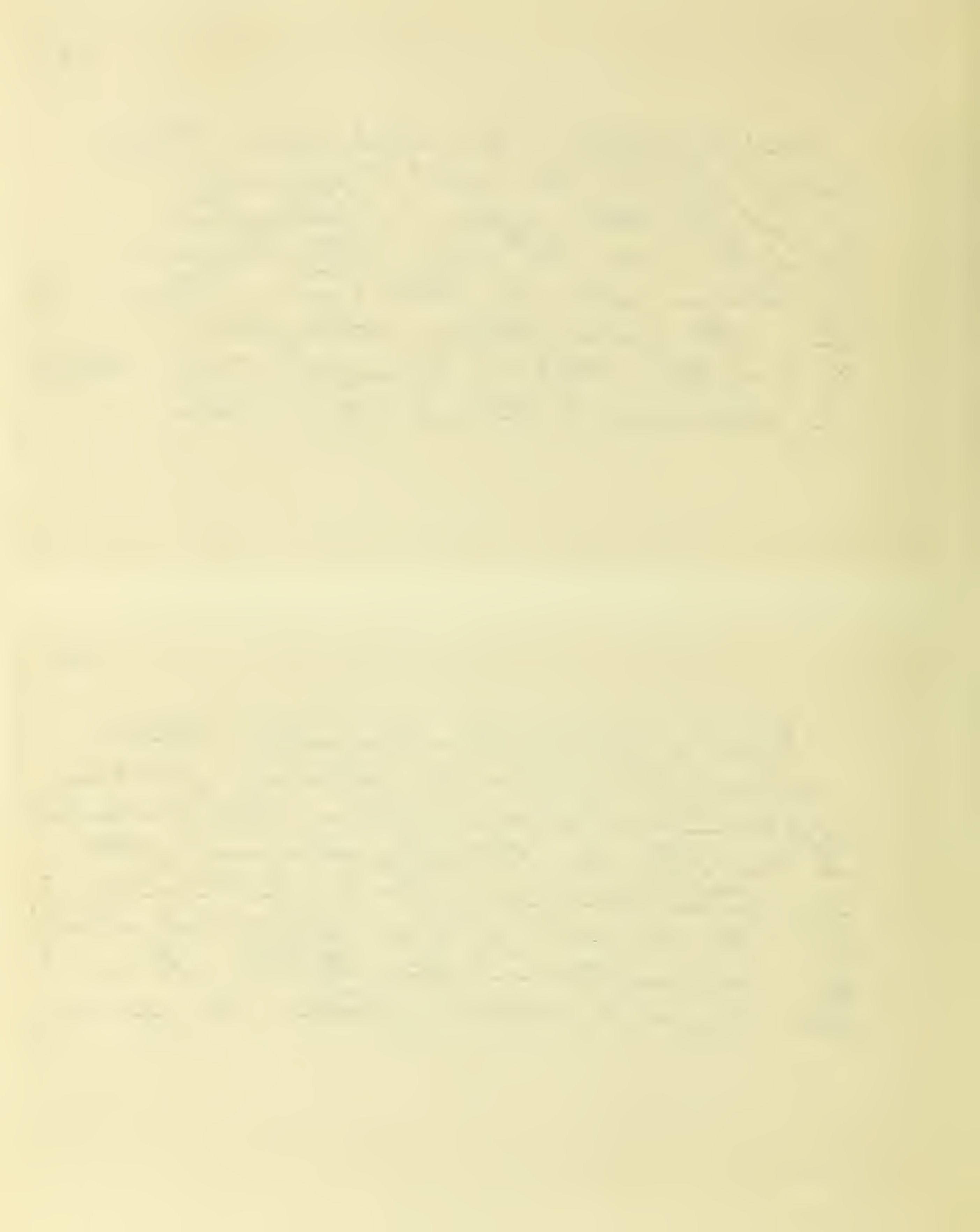


1.

Und so geschah's! Dem friedenreichen Klange
bewegte sich nun das Land und segenbar,
Ein frisches Glück erschien, im Hochgesange
begrüßten wir das junge Fürstenpaar,
Im Vollgewühl, in lebensregem Drange
Vermischte sich die thät'ge Völkerschaar
Und festlich ward an die geschmückten Stufen
Die Huldigung der Künste vorgerufen.

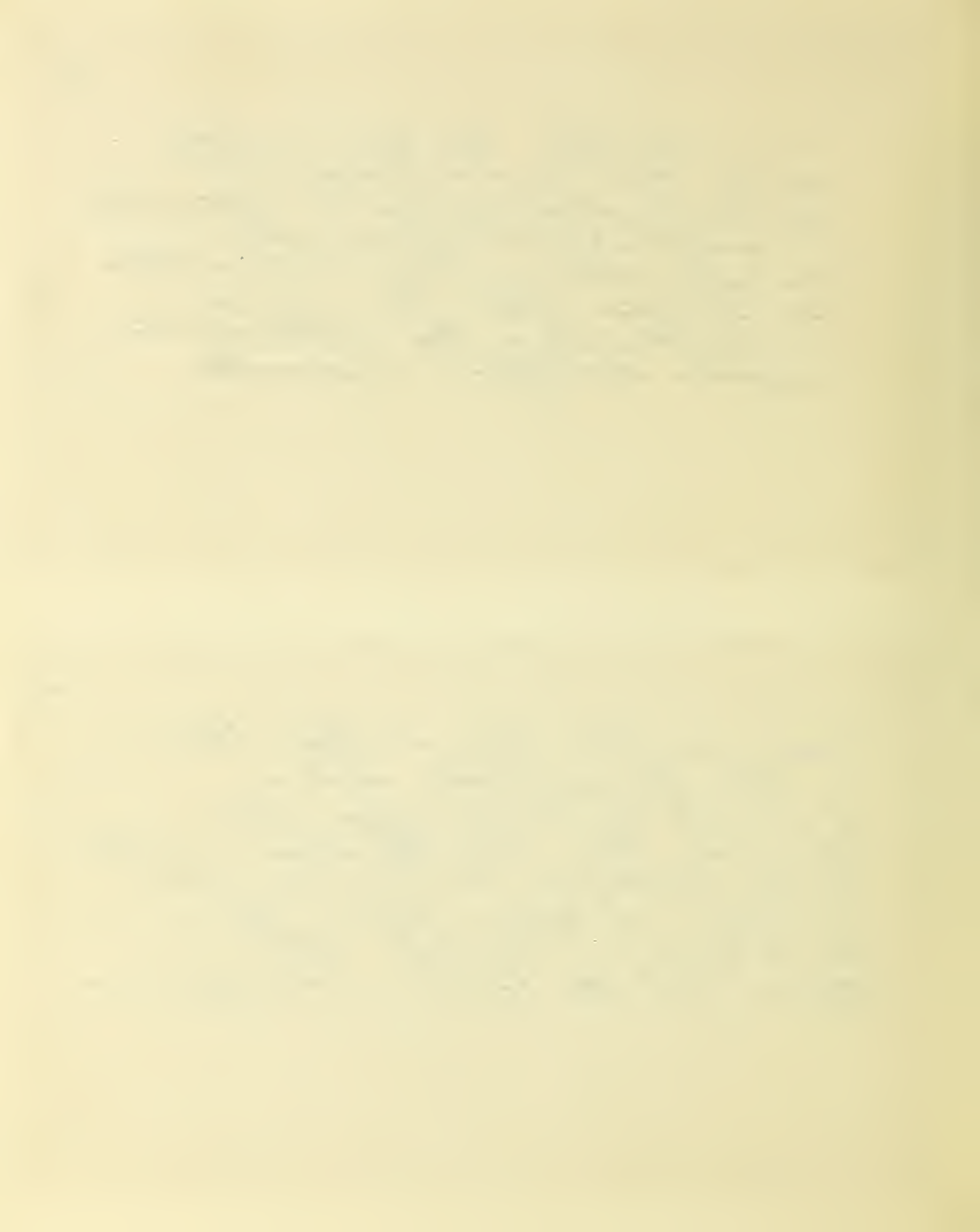
2.

Da hör ich schreckhaft mitternächt'ges Läuten,
Das dumpf und schwer die Trauertöne schwellt.
Ist's möglich? soll es unsern Freund bedeuten,
An den sich jeder Wunsch geklammert hält.
Den Lebenswürdigen soll der Tod erbeuten?
Ach! wie verwirrt solch ein Verlust die Welt!
Ach! was zerstört ein solcher Riß den Seinen!
Nun weint die Welt und sollten wir nicht weinen.



Denn er war unser! Wie bequem gesellig
Den hohen Mann der gute Tag gezeigt,
Wie bald sein Ernst, anschließend, wohlgefällig,
Zur Wechselrede heiter sich geneigt,
Bald raschgewandt, geistreich und sicherstellig
Der Lebensplane tiefen Sinn erzeugt,
Und fruchtbar sich in Rath und That ergossen,
Das haben wir erfahren und genossen.

Denn er war unser! Mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen.
Er mochte sich bey uns, im sichern Port,
Nach wildem Sturme, ~~[illegible]~~ zum Dauernden gewöhnen.
Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen.
Und hinter ihm, in wesenlosem Scheine,
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine

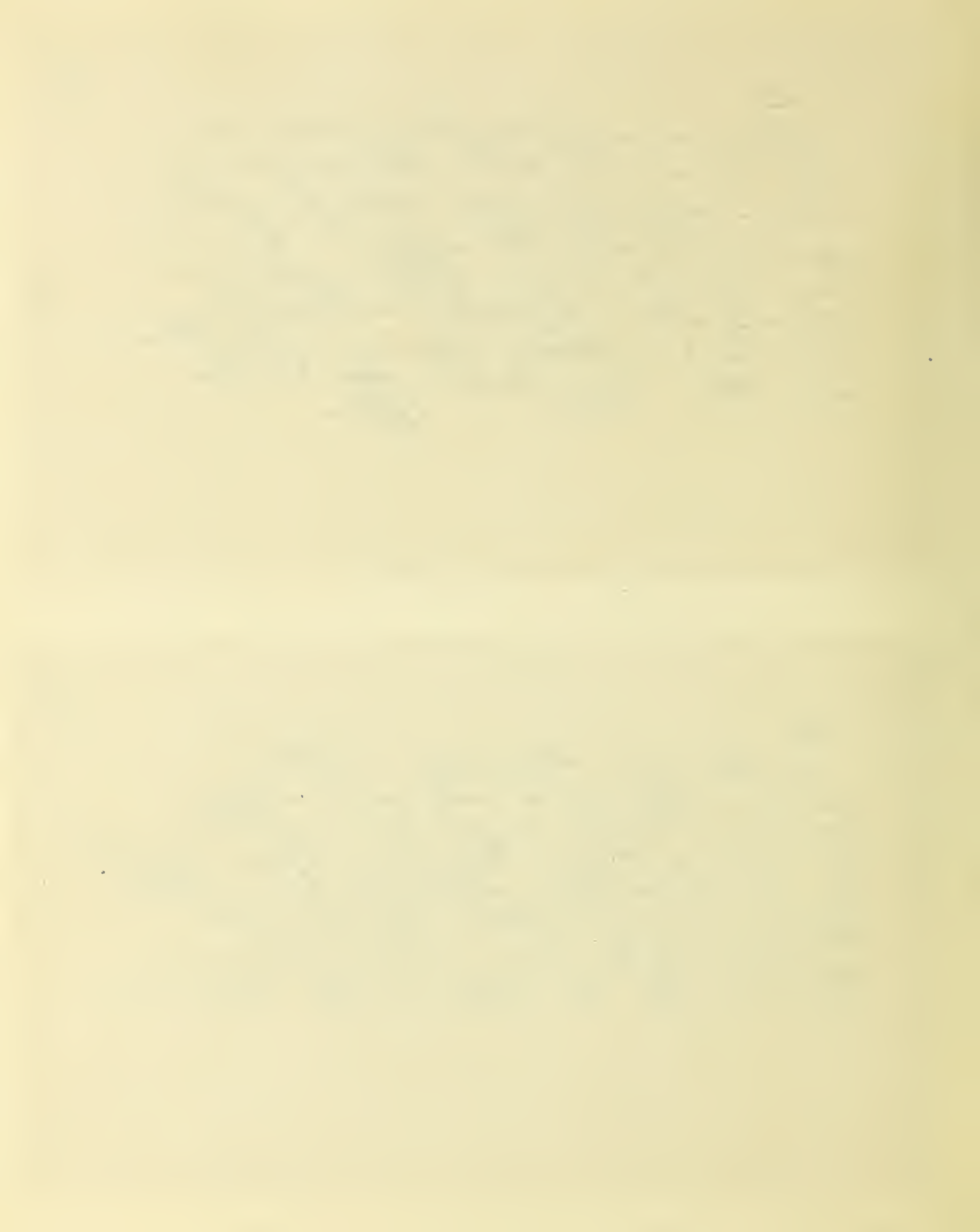


5.

~~Da~~ Nun schmückt er sich die schöne Gartenzinne,
Von wannen er der Sterne Wort vernahm.
Das dem gleich ewigen, gleich lebendigen Sinne
Geheimnißvoll und klar entgegen kam:
Dort, sich und uns zu köstlichem Gewinne,
Verwechselt er die Zeiten wundersam.
Nun sank der Mond und zu erneuter Wonne,
Vom klaren Berg herüber ~~stieg~~ schien die Sonne.

6.

~~Da~~ Nun glühte seine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Muth, der, früher oder später,
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,)
Von jenem Glauben, ~~[illegible]~~ der sich, stets erhöhter,
Bald kühn hervordringt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

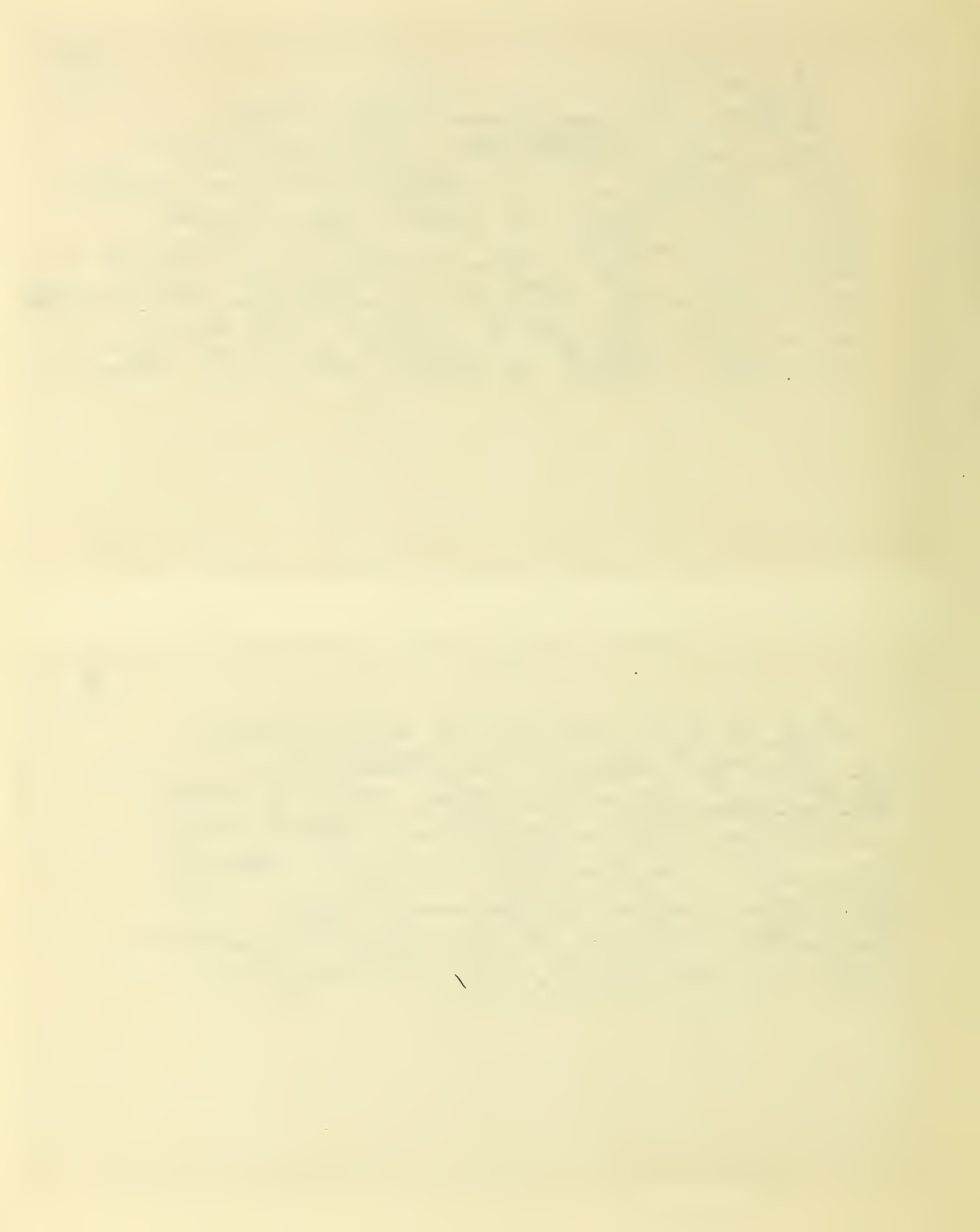


7.

Doch hat er's [illegible]
~~Und~~ So zeichnet, ~~[illegible]~~ und vollgestaltig
~~[illegible]~~ [illegible] nicht [illegible];
Hier schildert er das Schicksal, das, gewaltig,
[illegible] zu [illegible] die [illegible] Kraft,
~~Er~~ Und manches [illegible] stand fest, [illegible]gestaltig,
[illegible] der Kunst, der Künstler [illegible] schafft.
[illegible] die [illegible]
des Leben. selbst in diesem Bild des Lebens.

8.

Die Kunst ist ja nicht erst mit [illegible],
[illegible] des Vollbringenden [illegible],
~~[illegible]~~ Kind, der [illegible] Sinne und Sitte,
des dunklen [illegible], mit heiteren Blicke [illegible].
Daß wir es [illegible], in unsrer Mitte,
Ihn [illegible], kümmerlich genug,
Wir haben das in [illegible] traurig schönen Jahren,
denn er aber [illegible], leidend mitzufahren.



Ihr, denen er die zerrütteten Kräfte
des bittern Schmerzens wieder aufgeflickt,
Ihr habet oft dem lästigen Geschäfte
die Gegenwart, die stockenden, entrückt,
Mit guter Kunst und aufgefrischten Säfte
den mittelalten edlen Wein erquickt,
Und noch am Abend über den letzten Sonnen
Ihm solche Tage ~~fälligen~~ glücklich abgewonnen.

Er hatte früh das strenge Wort gelesen,
Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut.
So schied er nun, wie er so oft genesen,
Nun schreckt uns das, wofür uns längst gegraut.
~~Und~~ Doch jetzt empfindet ~~das~~ sein verklärtes Wesen
Nur Einen Wunsch, wenn es hernieder schaut.
O möge doch den heiligen, letzten Willen
das Vaterland ~~[illegible]~~ vernehmen und erfüllen.







Marfa allein

Er ist mein Sohn. Ich will nicht daran zweifeln
~~Die fremden Völker waffnen sich für ihn~~
Die Völker alle waffnen sich für ihn,
Der Fremdling selbst, der stolze Pole, glaubt an ihn,
~~Der stolze~~
Von Sendomir wagt
~~Vermessen seine Mutter~~
Wagt seine edle Tochter an
An die Gerechtigkeit seiner Sache
und ich sollt ihn
Verwerfen, seine Mutter — Ich allein
nicht theilen,
den alle Herzen schwärmend fasst! ~~Ist~~
Ist Mein Sohn! Ich glaub an ihn. Ich will!
~~Ich fasse~~ mit lebendigem Vertrauen
die Rettung an, die mir der Himmel sendet.

Er kommt, er naht mit Heereskraft, sein Erb-
zurückzufordern, meine Schmach zu rächen!
Ihr Völker kommt von Morgen u. Mittag
Aus euren Steppen, euren ewgen Wäldern,
In allen Zungen, allen Trachten kommt!
Zäumet das Ross, das Rennthier, das Kameel,
O drängt euch um sein fahrend Heer! den Wurfspiess mit d. Bogen! Gewiss
~~Zahllos unzählig~~ zahllos wie des Meereswogen
~~[illegible]~~ [illegible] zum Sieg gedrängt, gebunden,
beseelt mit dem [illegible] Geschick!
In meinem ~~[illegible]~~ Schmerz flammt
Um zehntausend Herzen zu schmelzen!
Mir [illegible] Raum Du weißt nur ihm scheiden.
Du einzge Sonne, die den Erdenball
umkreist, sei du die Botin meiner Wünsche!
Du allverbreitet ungehemmte Luft
die schnelle die weiteste Wanderung vollendet
O trag ihm meine heiße Sehnsucht zu!

Ist mein Sohn, ich will nicht daran zweifeln.
Die wilden Stämme selbst der freien Wüste
Bewaffnen sich für ihn, der stolze Pohle,
Der Palatinus wagt die edle Tochter
An seiner guten Sache reines Gold
Und ich allein verwarf ihn, seine Mutter?
Und mich allein bewegte nicht der Strom, den
Der mächtig begeistert aller Herzen hebt,
Und in Erschütterung bringt die ganze Erde?
Er ist mein Sohn, ich glaube an ihn, ich will es,
Ich fasse mit lebendigem Vertrauen
Die Rettung an, die mir der Himmel sendet!

Er kommt, er zieht mit Heeresmacht heran
Mich zu befreien, meine Schmach zu rächen!
Hört seine Trommeln, seine Kriegstrompeten!
O hört ihr Völker euren Königs Ruf
Ihr ~~Völker~~ kommt alle, kommt von Morgen und Mittag
Aus euren Steppen, euren ewgen Wäldern
In allen Zungen, allen Trachten kommt!
Zäumet das Roß, das Rennthier, das Kameel!
Wie Meereswogen strömet zahllos her!
Und dränget euch zu eures Königs Fahnen!
Mit Flotten, Schiffen die der Ostsee bedecket.
O warum bin ich hier beschränkt, gebunden,
Machtlos mit dem unendlichen Gefühl!
Du ewge Sonne die den Erdenball
Umkreisest, sei du die Botin meiner Wünsche!
Du allverbreitete ungehemmte Luft
Die schnelle die weiteste Wanderung vollendet,
O trag ihm mein glühend Verlangen zu!
Ich habe nichts als mein Gebet, mein Flehen
Das schöpf ich flammend, glühend aus der tiefen Brust!
Das send ich gläubig in des Himmels Höhen
Der Mächte Schaaren und der Mütter Segen
und wie gewaffnete
Heerschaaren send ich mächtig dir entgegen.

Die Huldigung der Künste

Ein lyrisches Spiel.

Ihrer Kaiserlichen Hoheit
der Frau Erbprinzessin
Maria Paulowna
Großfürstin von Rußland

in Ehrfurcht gewidmet
und vorgestellt auf dem Hoftheater zu Weimar
den 12ten Nov. 1804.



Die Scene ist eine ländliche Gegend, Landleute sind beschäftigt einen Baum in die Erde zu setzen, indem die Mädchen und Kinder ihn zu beiden Seiten an Blumenketten halten.

Vater

Wachse, wachse blühender Baum,
Mit der goldenen Früchtekron,
Den wir aus der fremden Zon
Pflanzen in den heimischen Raum!
Wachse wachse blühender Baum
Fülle süßer Früchte beuge
Deine immer grünen Zweige!

Alle

Wachse wachse blühender Baum
Strebend in den Himmelraum!

Jüngling

Mit der düftgen Blüthe paare
Prangend sich die goldne Frucht!
Stehe in dem Sturm der Jahre,
Daure in der Zeiten Flucht!

Mutter

Nimm ihn auf o heilge Erde,
Nimm den zarten Fremdling ein,
Führer der gefleckten Heerde,
Hoher Flurgott pflege sein.

Mädchen

Pflegt ihn zärtliche Dryaden
Schützt ihn, schützt ihn Vater Pan!
Und ihr freien Oreaden
Daß ihn kein Wetter schaden,
Fesselt alle Stürme an!

Alle

Pflegt ihn zärtliche Dryaden,
Schützt ihn, schützt ihn, Vater Pan!

Jüngling

Lächle dir der warme Aether
Ewig klar und ewig blau,
Sonne, gieb ihm deine Strahlen,
Erde, gieb ihm deinen Thau!

Vater

Freude, Freude, neues Leben
Mögst du jedem Wandrer geben,
Denn die Freude pflanzte dich.
Mögen deine Nektargaben
Noch den spätsten Enkel laben,
Und erquickt segn' er dich.

Alle

Freude, Freude, neues Leben
Mögst du jedem Wandrer geben
Denn die Freude pflanzte dich.

Sie tanzen in einem bunten Reihen um den Baum, die Musik erhebt sich am Ende des Tanzes und geht in einen edlern Stil über, während daß man im Hintergrunde den Genius mit den Liebenden.

Göttinnen herabsteigen sieht.

Landleute ziehen sich zurück, indem der Genius in die Mitte des Theaters tritt und die drei bildenden Künste sich zu seiner rechten, die vier musikalischen und redenden zu seiner linken stellen.

Künste

Wir kommen von ferne her,
Wir wandern und schreiten
Von Völkern zu Völkern
Von Zeiten zu Zeiten,
Wir suchen auf Erden ein bleibendes Haus,
Um ewig zu wohnen
Auf ruhigen Thronen,
In schaffender Stille,
In wirkender Fülle,
Wir wandern und suchen und findens nicht aus.

Jüngling

Sieh, wer sind sie, die dort nahen,
Eine göttergleiche Schaar!

Bilder, wie wir nie sie sahen!
Ergreift mich wunderbar.

Genius

Wo die Waffen erklirren
Mit ehernem Klang,
Wo der Haß und der Rache die Herzen verwirren,
Wo die Menschen wandeln im ewigen Zorn,
Da wenden wir flüchtig den eilenden Gang.

Künste

Wir hassen die falschen,
Die Götterverächter,
Wir lieben der Menschen
Aufrichtige Geschlechter
Wo kindliche Sitten
Und freundlich umfahn
Da bauen wir Hütten
Und siedeln uns an.

Mädchen

Wie wird mir auf einmal!
Wie ist mir geschehn!
Es zieht mich zu ihnen mit dunklen Gewalten,
Es sind mir bekannte geliebte Gestalten,
Und weiß doch, ich habe sie niemals gesehn.

Genius

Aber stille! Da seh ich Menschen,
Und sie scheinen hoch beglückt!
Reich mit Bändern und mit Kränzen
Festlich ist der Baum geschmückt.
— Sind das nicht der Freude Spuren?
Redet! Was begiebt sich hier?

Vater

Hirten sind wir dieser Fluren,
Und ein Fest begehen wir.

Genius

Welches Fest? O lasset hören.

Mutter

Unsere Königin zu Ehren,
Der Erhabenen, Gütigen!!
Die in unser stilles Thal
Niederstieg uns zu beglücken,
Aus dem hohen Kaisersaal.

Jüngling

Sie, die alle Reize schmücken,

Gütig wie der Sonne Strahl.

Genius

Warum pflanzt ihr diesen Baum?

Jüngling

Ach Sie kommt aus fernem Land
Und Ihr Herz blickt in die Fernen!
Erhalten möchten wir Sie gern
An das neue Vaterland!

Genius

Darum pflanzt ihr diesen Baum
Mit den Wurzeln in die Erde,
Daß die Hohe heimisch werde
In dem neuen Vaterland?

Mädchen

Ach so viele theure Bande
Ziehen Sie zum Jugendlande!
Alles, was Sie dort verließ,
Ihrer Kindheit Paradies,
Und den heilgen Schooß der Mutter,
Und das große Herz der Brüder,
Und die Schwestern zarte Brust —

Können wir es Ihr ersetzen?
Ist ein Kreiß in der Natur
Solchen Freuden, solchen Schätzen?

Genius

Liebe greift auch in die Ferne,
Liebe fesselt ja kein Ort.
Wie die Flamme nicht verarmet,
Zündet sich an ihrem Feuer
Eine andre wachsend fort.
Was Sie theures dort besessen,
Unverloren bleibt es Ihr;
Hat Sie Liebe dort verlassen,
Findet Sie die Liebe hier.

Mutter

Ach, Sie tritt aus Marmorhallen,
Aus dem Saal der Kaiserpracht!
Wird die Hohe sich gefallen
Hier wo über seinem Raum
Nur die goldne Sonne lacht?

Genius

Hirten, euch ist nicht gegeben,
In ein schönes Herz zu schauen.

Glücklich! Ein erhabner Sinn
Legt das Große in das Leben,
Und er sucht es nicht darinn.

Jüngling

O schöne Fremdlinge! Lehrt uns Sie binden.
O lehret uns, Ihr wohlgefällig seyn
Gern wollten wir Ihr duftge Kränze winden,
Und führten Sie in unsre Hütten ein.

Genius

Ein schönes Herz hat bald sich heimgefunden,
Es schafft sich selbst, still wirkend, seine Welt.
Und wie der Baum sich in die Erde schlingt
Mit seiner Wurzeln Kraft und fest sich hält,
So rankt das Edle sich, das Treffliche
Mit seinen Thaten an das Leben an.
Schnell knüpfen sich der Liebe schöne Bande
Wo man beglückt, ist man im Vaterlande.

Landleute

O schöner Fremdling, sag wie wir Sie binden
Die Herrliche, in unsern stillen Gründen!

Genius

Es ist gefunden schon das zarte Band —
Nicht alles ist Ihr fremd in diesem Land
Mich wird Sie erkennen und mein Gefolge kennen,
Wenn wir uns Ihr verkündigen und nennen.

(In diesem Augenblick treten alle vorwärts
und machen ihre Attribute, die sie bisher
in den Gewändern verborgen gehalten, sichtbar)

Genius

Ich bin der schaffende Genius des Schönen
Und die mir folget ist der Künste Schaar,
Wir sinds, die alle Menschenwerke krönen
Wir schmücken den Pallast und den Altar.
Längst wohnten wir bei Deinem Kaiserstamm,
Und Sie, die herrliche, die Dich gebahr
Sie nährt' uns selbst die heilge Opferflamme
Mit reiner Hand auf Ihrem Hausaltar.
Wir sind Dir nachgefolgt, von Ihr gesendet
Denn alles Glück wird nur durch uns vollendet.

Architectur

(mit der Mauerkrone, ein goldnes Schiff
in der Hand)

Mich sahst Du thronen an der Newa Strom:
Dein großer Ahnherr rief mich nach dem Norden
Und dort erbaut' ich Ihm ein zweites Rom;

Durch mich ist es ein Kaisersitz geworden:
Ein Paradies der Herrlichkeit und Größe
Stieg unter meiner Zauberruthe Schlag.
Jetzt rauschet des Lebens fröhliches Getöse,
Wo vormals nur ein düstrer Nebel lag,
Die stolze Flottenrüstung Deiner Macht
Erschreckt den alten Belt in seiner Meeresnacht.

Skulptur

(Das Diadem auf dem Haupt, in der Hand eine goldne Victoria)

Auch mich hast Du mit Staunen oft gesehen,
Die ernste Bildnerinn der alten Götterwelt.
Auf einen Felsen — er wird ewig stehen —
Hab ich Dein großes Heldenbild gestellt.
Und dieses Siegesbild, das ich erschaffen,
Dein hoher Bruder schwingt es in mächtger Hand,
So fliegt einher vor Alexanders Waffen,
Sie hat auf ewig an Dein Heer gebannt.
Ich kann aus Thon nur Lebloses bilden,
Er schafft sich ein gesittet Volk aus Wilden.

Malerey

Auch mich Erhabne wirst Du nicht verkennen,
Der heitern Schöpferin täuschender Gestalt.

Von Leben blitzt es und die Farben brennen
Auf meinem Tuch mit glühender Gewalt.
Die Sinne weiß ich lieblich zu betrügen
Ja durch die Augen täusch' ich selbst das Herz,
Mit des Geliebten nachgeahmten Zügen
Versüß' ich oft der Sehnsucht bittern Schmerz,
Die sich getrennt nach Norden und nach Süden
Sie haben mich — und sind nicht ganz geschieden!

Poesie

(mit geflügeltem Haupte)

Mich hält kein Band, mich fesselt keine Schranke
Frei schwing ich mich durch alle Räume fort,
Mein unermeßlich Reich ist der Gedanke
Und mein geflügelt Werkzeug ist das Wort.
Was sich bewegt im Himmel und auf Erden,
Was die Natur tief im Verborgnen schafft,
Muß mir entschleiert und entsiegelt werden
Denn nichts beschränkt die freie Dichterkraft —
Doch Schöneres find ich nichts, wie lang ich wähle,
Als in der schönen Form — die schöne Seele.

Musik

(mit der Leier und den Flöten)

Des Tones Macht, die aus den Saiten quillet,
Du kennst sie wohl, du übst sie mächtig aus,
Was ahndungsvoll den tiefen Busen füllet,
Es spricht sich nur in meinen Tönen aus.
Ein holder Zauber spielt um Deine Sinnen,
Ergieß ich meinen Strom von Harmonien,
In süßer Wehmuth will das Herz zerrinnen
Und von den Lippen will die Seele fliehen
Und setz ich meine Leiter an von Tönen
Ich trage Dich hinauf zum höchsten Schönen!

Tanzkunst

(mit der Cymbale)

Das hohe Göttliche, es ruht in ernster Stille,
Mit stillem Geist will es empfunden seyn,
Das Leben regt sich gern in üppger Fülle,
Die Jugend will sich äußern, will sich freun!
Die Freude führ ich an der Schönheit Zügel,
Die gern die zarten Grenzen übertritt,
Dem schweren Körper geb' ich Zephyrs Flügel
Das Gleichmaaß leg ich in des Tanzes Schritt.

Was sich bewegt, lenkt ich mit meinem Stabe,
Die Grazie ist meine schöne Gabe.

Mimik

(eine doppelte Maske in der Hand)

Ein Janusbild laß ich vor Dir erscheinen,
Die Freude zeigt es hier und hier den Schmerz,
Die Menschheit wechselt zwischen Lust und Weinen,
Und mit dem Ernste gattet sich der Scherz.
Mit allen seinen Tiefen, seinen Höhen
Roll ich das Leben ab vor Deinem Blick,
Hast Du das große Spiel der Welt gesehen,
So kehrst Du reicher in Dich selbst zurück,
Denn wer den Sinn aufs Ganze hält gerichtet,
Dem ist der Streit in seiner Brust geschlichtet.

Genius

Und alle, die wir hier vor Dir erscheinen,
Der hohen Künste heilger Götterkreis,
Sind wir bereit, o Fürstin, Dir zu dienen,
Gebiete Du — und schnell auf Dein Geheiß

Wie schwebend Mauern bei der Leier Tönen
Belebt sich der empfindungslose Stein!
Entfaltet sich Dir eine Welt des Schönen.

Architectur

Die Säule soll sich an die Säule reihen.

Sculptur

Der Marmor schmelzen unter Hammers Schlägen.

Mahlerey

Das Leben frisch sich auf der Leinwand regen.

Musik

Die Strom der Harmonien Dir erklingen.

Tanzkunst

Der flüchtge Tanz den muntern Reihen schlingen

Mimik

Die Welt sich Dir auf diesen Bühnen spiegeln

Poesie

Die Phantasie auf ihren mächtgen Flügeln
Dich zaubern in das himmlische Gefild.

Mahlerey

Und wie der Iris schönes Farbenbild
Sich glänzend ausbaut aus der Sonne Strahlen,

So wollen wir mit schön vereintem Streben,
der hohen Schönheit sieben heilge Zahlen,
Dir, Herrliche, den Lebensteppich weben.

Künste

Denn aus der Kräfte schön verbundnem Streben
Erhebt sich, wirkend, erst das wahre Leben.







